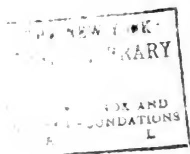
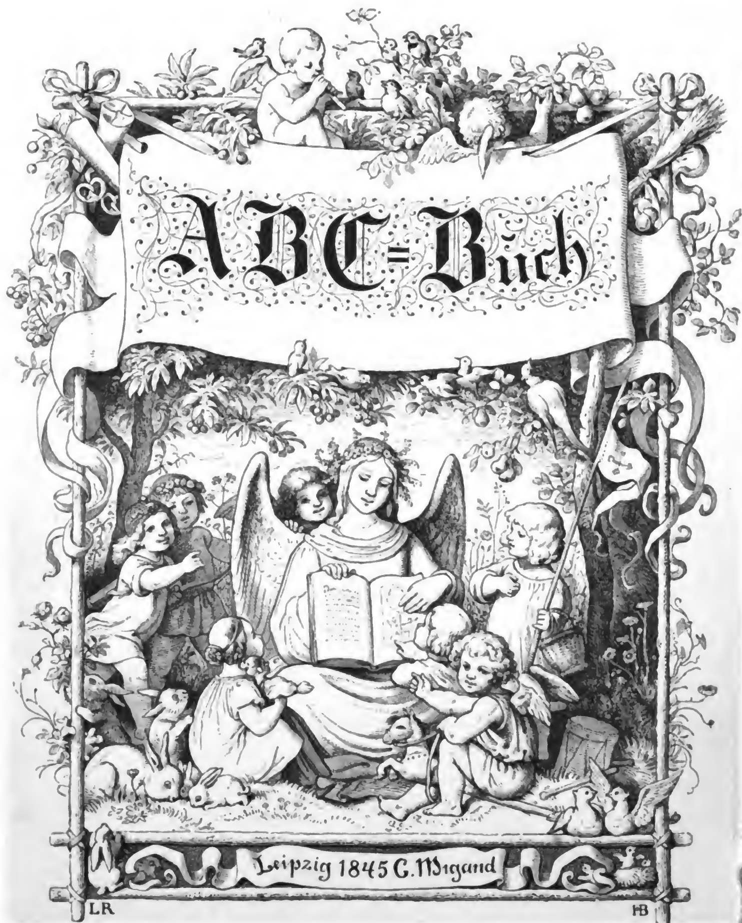

AUCTOR
PRETIOSA
FACIT








RARY
DATIONS


ABC=Buch
Leipzig 1845 G. Wigand
LR
HB

ABC-Buch

für

kleine und große Kinder

gezeichnet von Dresdner Künstlern.

Mit Erzählungen und Liedern

von

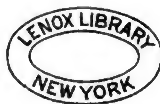
R. Reinick,

und Singweisen

von

Ferd. Hiller.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1845.


LENOX LIBRARY
NEW YORK

Inhalt.

Berichtigungen.

Durch ein Mißverständniß ist bei den Liedern „Christkind“ und „Fuhrmann und Fährmann der erste Vers nur zwischen den Noten abgedruckt, während, wie bei den übrigen Liedern, das vollständige Gedicht unter den Noten stehen sollte.

Seite 49 Zeile 2 lies Bänke statt Bänken.

„ 75 „ 5 „ zirpen „ zischen.

Zum Titelblatt.

Wie ist's so schön auf Erden, wie ist der Wald so grün,
Wie prächtig, wenn im Garten die Blumen alle blühn,
Und rings die Vögel singen fast ohne Unterlaß,
Und wir dazwischen spielen im hohen weichen Gras!

Wie ist's so schön, wenn Abends in kalter Winterzeit
Die Mutter bei der Arbeit, wenn's draußen stürmt und schneit,
Ein hübsches Lied uns singet und Alles horcht und schweigt,
Der Vater dann erzählet und schöne Bilder zeigt!

Da denk ich: wenn auf Erden so viel uns mag erfreun,
Wie muß es erst dort oben einmal im Himmel sein,
Wo lauter Engel singen und stets die Sonne scheint,
Und Alles jauchzt und jubelt und keine Seele weint!

Ach käme doch ein Engel, ich wünsch' es gar zu sehr,
Und brächte aus dem Himmel einmal ein Buch daher,
Und zeigte mir die Bilder, wie würd' ich da mich freun,
Zu sehen, wie's dort oben so wunderschön mag sein!


A a
a A
Adam

A a A a A a

Adam — Affe.

1.

Die Geschichte von Adam.

Nachdem der liebe Gott die Erde geschaffen, sie mit Bäumen und Blumen geschmückt und mit Thieren belebt hatte, schuf er die ersten Menschen: Adam und Eva, und der Ort, in dem er sie erschuf, war ein schöner Garten und hieß: das Paradies.

Die ersten Menschen waren gleich Anfangs so hoch und herrlich gebildet, daß selbst die Thiere erkannten, das wären von nun an ihre Herren. Daher kamen sie alle in die Nähe der Menschen und lebten mit ihnen in Friede und Eintracht. Nur allein die Schlange war böse und suchte die Menschen zu verderben und dazu fand sich auch bald die Gelegenheit.

Als nämlich der liebe Gott dem Adam verbot: von einem Apfelbaume die Früchte zu kosten, kroch die Schlange auf den Baum, brach einen Apfel und verleitete Eva davon zu essen. Eva that es und überredete auch den Adam dazu.

Für solchen Ungehorsam beschloß Gott die Menschen zu bestrafen. Er rief deshalb einen Engel, daß er sie aus dem schönen Garten hinaustreibe. Der Engel nahm ein feuriges Schwert, flog zur Erde herab und that, wie Gott ihm befohlen hatte.

So mußten Adam und Eva das Paradies verlassen und auch die Thiere flohen mit ihnen und zerstreuten sich im Lande umher.

— Draußen aber sah es anders aus als im Paradiese, da war es meilenweit wüst und öde und bisweilen weder Baum noch Strauch zu finden. Oft gab es Regen und Sturm, Hitze und Kälte.

Da mußte Adam im Schweiße seines Angesichts graben, säen und pflanzen, um den Hunger zu stillen, Eva mußte spinnen und arbeiten, um sich vor Kälte zu schützen, und als sie später Kinder bekamen, gab es der Arbeit und Sorge noch viel mehr.

Auch entstand mit der Zeit Feindschaft zwischen den Menschen und Thieren. Denn weil die Pflanzen nicht hinreichten, sie satt zu machen, so trieb sie der Hunger, einander zu verfolgen und zu tödten. Aber waren auch die Menschen an Kräften weit schwächer als viele Thiere, so waren sie doch an Verstand hoch über diese erhaben. Daher fürchteten die Thiere sich vor ihnen und flohen aus ihrer Nähe.

Das Alles war die Folge von dem Ungehorsam des Adam und der Eva.

2.

Die Fabel vom Affen.

Als die Thiere nach dem Sündenfall der ersten Menschen das Paradies verlassen und mit diesen in Feindschaft gerathen waren, zogen die wildesten und bösesten unter ihnen: der Löwe, der Tiger, der Wolf, der Bär und mehrere andre in die Wälder und Einöden und lebten dort vom Raube und Morde, indem sie die schwächeren Thiere verfolgten und auffraßen. Die meisten von diesen flohen daher in die entlegensten Schlupfwinkel und blieben in fortwährender Angst und Scheu, wie zum Beispiel die Hirsche, die Hasen und Rehe; aber die sanfteren und freundlichen Thiere, die Ochsen, die Schafe, die Hunde und noch viele andre wollten gern wieder einen Herrn haben, der, wie der Mensch, für sie sorge und sie pflegen möchte.

Sie hielten deshalb einen großen Rath und beschlossen endlich den Affen dazu zu erwählen, weil dieser dem Menschen am ähnlichsten war; denn er hatte

ein sehr ernstes und weises Gesicht, ging aufrecht auf zwei Beinen, und war mit menschlichen Händen versehen, mit denen er geschickt zu handtieren wußte.

Damit er sich nun zu einem so hohen Amte erst wohl vorbereite, schickten sie ihn auf einige Zeit in die Nähe der Menschen, damit er von diesen allerlei Künste erlerne und sie den Thieren dann mittheilen könne.

Der Affe war auch sogleich dazu bereit und ging hin, wo Adam und Eva mit ihren Kindern wohnten. Dort setzte er sich auf einen Apfelbaum und sah dem Treiben der Menschen zu. Wer ihn da so mit seiner wichtigen Miene sitzen sah, mußte denken: wenn der's nicht lernt, so lernt's keiner.

In der ersten Woche war seine Aufgabe, den Menschen es abzusehen, wie sie ihre Hütten bauten, denn die Thiere wollten auch vor der bösen Witterung geschützt sein.

Da sah er von seinem Baume hinunter, wie der Adam ein Beil nahm, damit gegen die Bäume schlug, bis sie umfielen, wie er diese dann zurecht hackte und aus den Balken und Pfosten eine schöne Hütte zusammenstellte.

Kaum hatte der Affe das Alles nur ein klein wenig beobachtet, so sprach er für sich: „Hoho! wenn's weiter nichts ist, das will ich auch schon machen" und lief zu den Thieren zurück.

Dort angekommen, rief er sie alle zusammen und sprach: „Kommt! Kommt, jetzt sollt ihr in mir den ersten Baumeister von der Welt sehen!" Damit nahm er den ersten besten Knittel und hieb wie närrisch gegen alle Bäume, rechts und links, die Kreuz und die Queer, daß die Thiere ihm aus dem Wege liefen. Aber die Bäume blieben alle ruhig stehen und rührten sich nicht und die Thiere lachten ihn aus.

Das ärgerte den Affen und er schnitt ihnen grimmige Gesichter. Aber bei sich selber dachte er: „Laß sie nur lachen! Ich bin doch klüger als sie, und wenn ich erst Herr bin, sollen sie's schon fühlen."

In der zweiten Woche wollte er lernen das Feld bestellen; denn es gebrach den Thieren an Futter.

Da sah er von seinem Apfelbaume, wie Adam einen Spaten nahm, ihn gegen den Boden stemmte, mit der Hand tüchtig dagegen drückte und in den

Boden hineingrub. Auch sah er ihn später einen Beutel sich um den Leib binden, woraus er allerlei Körner in die aufgegrabene Erde warf, damit künftig daraus das Getraide emporwachse.

Der Affe dachte: „Pah! das ist keine Kunst, das wollen wir schon machen!“ und weil er recht schlau sein wollte, stahl er dem Adam heimlich den Spaten und den Getraidesack weg und lief damit zu seinen Thieren zurück.

„Kommt, kommt!“ rief er ihnen entgegen, „jetzt sollt ihr einmal sehen, was ich für ein Ackersmann bin!“ Dann nahm er den Spaten, stemmte ihn gegen die Erde und drückte mit der Hand aus Leibeskräften dagegen. Aber statt ihn mit dem Eisen nach unten zu halten, hielt er ihn umgekehrt, das Unterste nach oben, und wie er nun so mit aller Gewalt dagegen drückte, schnitt er sich an der scharfen Schneide die ganze Hand entzwei, daß er laut aufschrie und den Spaten wegwarf.

Glücklicher Weise war ein Hund in der Nähe, der leckte ihm die Wunde aus, so daß der Schmerz bald vorüber ging. Da sprach er: „Ach was! das dumme Graben ist nur Nebensache; die Hauptsache ist das Säen.“ So nahm er denn den Getraidebeutel und weil nichts mehr darin war, füllte er kleine Steinchen und Sand hinein, band ihn um den Leib, ging mit wichtiger Miene und gewaltigem Eifer hin und her und auf und nieder und streute den Sand nach allen Seiten um sich her und im Eifer selbst den Thieren in's Gesicht.

Nachdem diese sich aber die Augen ausgewischt, merkten sie wohl, daß der weise Herr Ackersmann ihnen eitel Sand in die Augen gestreut, aus dem sein Lebtag kein Futter wachsen könnte. Da schüttelten sie bedenklich den Kopf und kehrten ihm den Rücken.

In der dritten Woche nahm der Affe sich vor, das Kochen zu lernen; denn es fing an kalt zu werden, und er glaubte, wenn er den Thieren erst eine warme Suppe bereitet hätte, könnten sie ihn gar nicht mehr entbehren.

Da sah er, wie Adam trockenes Reisig zusammentrug, aus seiner Hütte einen Brand holte und das Reisig damit anzündete, drauf hing Eva einen irdenen Kesseltopf über dem Feuer auf, that den Kohl hinein und nach einer Stunde war die Suppe fertig.

„Hoho!" sprach der Affe, „das ist auch keine Hexerei!" sprang vom Baume, riß einen brennenden Spahn aus dem Feuer und ehe Adam ihm nachsetzen konnte, war er damit über alle Berge gesprungen.

„Guten Appetit!" rief er den Thieren schon aus der Ferne entgegen. „Heute sollt ihr etwas zu essen bekommen, wonach ihr alle Pfoten lecken werdet! Heda, ihr Hunde! holt mir rasch trockene Reiser zusammen, da werdet ihr etwas erleben!"

Die Hunde apportirten schnell das Reisig, der Affe steckte den Brand hinein und die Flamme flackerte und prasselte lustig in die Luft. Bald aber ließ das Feuer nach. „Das wollen wir schon bekommen," rief der Affe und blies mit vollen Backen in die Asche, daß die Funken ihm und den Thieren in den Pelz flogen und die Haare verbrannten. „Schad't nichts," rief er, „keine Freud' ohne Leid! Habt nur Geduld, Ende gut, Alles gut!"

D'rauf holte er ein großes Lattichblatt, hing es an zwei Stäben über dem Feuer auf, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus dem nächsten Bach hinein und warf in dieses Brennesseln und allerlei Unkraut, was grade am Wege stand.

„Das wird uns schmecken!" rief er den Hunden zu, denen schon das Wasser vor Appetit aus dem Maule lief. Aber kaum hatte er's gesagt, so schrumpfte das Lattichblatt vor Aller Augen zusammen, die künftige Suppe lief in's Feuer und löschte es aus und mit dem Kochen war's für immer vorbei.

Da fingen die Thiere sehr an zu brummen, besonders die Ochsen, und keiner wollte mehr von der Weisheit des Affen etwas wissen. Der aber sprach: „Schämt euch, ihr Thiere! Wer wird denn gleich den Muth verlieren; Lernen wir es nicht, so lernen es uns're Kinder. Aber die müssen gehörig behandelt und dazu erzogen werden. Daher will ich vor allen Dingen jetzt erst die Kindererziehung von den Menschen lernen."

Das wollte den Ochsen gar nicht in den Sinn und sie brummten noch viel mehr als zuvor, aber die Pferde und Hunde, die schon mehr Lust am Lernen hatten, fanden den Vorschlag nicht so übel. Sie überredeten dazu auch die andern Thiere und in der vierten Woche saß der Affe wieder auf seinem Baume.

Eben schrieen die kleinen Kinder der Eva und weinten, daß es nicht zum

Anhören war. Da kam die Mutter heraus, wickelte sie in ein Tuch, legte sie in einen runden Korb und wie sie diesen mit dem Fuße anstieß, daß er sich hin und her wiegte, wurden die Kinderchen ganz still und schliefen ein. Die größeren Kinder aber küßte sie, wenn sie artig gewesen und züchtigte sie mit Schlägen, wenn sie unfolgsam waren.

Kaum hatte der Affe das gesehen, so sprach er: „Das Kindererziehen versteh' ich jetzt aus dem Grunde, aber dazu gehört auch ein Tuch, wie die Menschen da haben.“ Weil nun grade ein solches in der Nähe auf dem Apfelbaume zum Trocknen aufgehängt war, so stahl er es heimlich weg, band es dann wie eine Fahne an einen Stock und kam damit jubelnd zu den Thieren zurück.

„Nun bringt mir einmal eure sämmtlichen Kinder herbei, die sollen in einer Stunde erzogen sein!“ so rief er den Thieren entgegen. Diese brachten denn eilig alle ihre jungen Kälberchen, Füllenchen, Lämmerchen, Zickelchen, Hündchen und Kätzchen und noch viele viele andre junge Thierchen, eins immer niedlicher als das andre.

Die Kälberchen schrieen, die Füllenchen wieherten, die Lämmerchen blökten, die Zickelchen meckerten, die Hündchen winselten, die Kätzchen miauten, vor Allen aber schrieen und quikten die jungen Ferkelchen am meisten.

„Ihr Schreihälse sollt schon still werden,“ sprach der Affe, nahm auf einmal sechs Ferkel, die am ärgsten schrieen, legte sie in's Tuch, schnürte es zusammen, wie man ein Bündel Wäsche schnürt und legte das ganze Pack in das Laub auf einen schwankenden Baumast. D'rauf sprang er selbst auf den Stamm und stieß mit dem Fuße an den Ast, um ihn hin und her zu wiegen. Aber — klatsch! — lagen die sechs Spanferkel mit ihrem Tuch auf der Erde und waren mäuschenstill. „Seht ihr,“ sprach der Affe, „allmählig komm' ich schon dahinter. Jetzt aber will ich mein Meisterstück machen an euren älteren Kindern, da werdet ihr Respect vor mir bekommen!“

Nun ließ er alle die jungen Thiere um sich her in einen Kreis treten. Erst betrachtete er sie lange mit gelehrter und wichtiger Miene, dann ging er hin und küßte und leckte ein Jedes von ihnen mit seinen garstigen Lippen auf's Allerzärtlichste, zuletzt aber sprach er: „Paßt auf, jetzt kommt die Hauptsache!“ und bei

diesen Worten holte er mit seinen breiten ellenlangen Armen aus, so weit er nur konnte und theilte nach allen Seiten Ohrfeigen aus, daß die Thierchen laut brüllten und heulten und die jungen Füllen ausschlugen und davon liefen.

Unterdessen hatte auch die alte Sau das Tuch, in dem ihre Ferkelchen so stille da lagen, aufgewühlt und aufgewickelt, und da fand sich, daß sie alle sechs sich mausetodt gefallen hatten.

Das wurde den Thieren denn doch zu toll. Sie sahen ein, daß der Affe ein dummes und eitles Thier sei, das Alles besser wissen wollte als Andre, aber weder Fleiß noch Lust hatte, etwas Ordentliches recht aus dem Grunde zu erlernen. Daher jagten sie den Narren fort, kehrten zum Menschen zurück, der einmal zu ihren Herren bestimmt worden, und wurden seine Hausthiere.

Der Affe denkt aber auch jetzt noch immer daran, die Herrschaft über die Thiere einmal zu erlangen, daher macht er noch fortwährend dem Menschen nach, was er von ihnen nur irgend absehen kann; doch weil er Alles nur halb anfängt und zu seinem eigenen Spaße treibt, so ist und bleibt er sein Leben lang — ein Affe.

B b B b B b

Bilderbude.

S'ſt Jahrmarkt heut', s'iſt Jahrmarkt heut'!
Das iſt doch eine luſt'ge Zeit!
Da hört man geigen, hört man flöten,
Seiltänzer durch die Stadt trompeten,
Die Buden ſteh'n in langen Reih'n
Voll Spielwerk und voll Näſcherei'n.
Doch eine Bude weiß ich dort,
Die liebſte mir im ganzen Ort,
Darinnen ſteht der Bildermann
Und rufet alle Kinder an.

„Er ruft: „Ihr Kinder, bleibet ſteh'n!
Hier könnt die ganze Welt ihr ſeh'n
Gemalt, geſtochen, ſchwarz und grau,
Ganz accurat und ſehr genau;
Was nur auf Erden iſt geſchaffen
Von Adam bis zum närr'ſchen Affen,
Vom Elephanten bis zum Wurm,
Den Berg Veſuv, den Meeresſturm,
Theaterpuppen, Küraſſiere,
Die Jahreszeiten alle viere!


B. b.
B. b.
ABC
Buch
Bilderman.
I.G. FLEGEL. SC



Heran ihr Mädchen, kommt ihr Knaben
Bequemer könnt ihr's gar nicht haben!
Hier seht ihr's regnen, schneien, blitzen,
Und könnt dabei im Trocknen sitzen.
Der Löwe reißet auf den Rachen,
Ihr könnt ihm dreist entgegenlachen.
Hier giebt es Schlacht und Kriegesnoth,
Doch keine Kugel schießt euch todt.
Die Könige und ihre Schätze,
Die schönsten Städt' und ihre Plätze
Für wenig Geld könnt ihr sie kaufen
Und braucht nicht meilenweit zu laufen.

Heran ihr Kinder, kommt heran,
Und seht die lust'gen Bilder an!
Beschaut die Büchlein auch zugleich,
An Liedern und Geschichten reich.
Wohl manches kennt ihr schon davon,
Die Ammenuhr, den Robinson,
Das neue Bilder-A-B-C,
Darin ich selbst gemalet steh'.
Und fragt ihr wer das Bild gemacht
Und auch die andern ausgedacht?
Seht oben die Gesichter hier,
Das sind die Maler, glaubet mir,
D'rum achtet d'rauf, und merkt sie euch,
Und wer davon begegnet euch,
Den grüßet fein und seid bedacht,
Daß er euch manche Lust gebracht."

So ruft der lust'ge Bildermann,
Nimmt eine tücht'ge Priese dann,
Und scheucht die Fliegen mit dem Wedel;
Die Knaben aber und die Mädel
Entzückt vor all' den Bildern steh'n
Und können sich nicht satt d'ran seh'n,
Und suchen sich das Schönste aus,
Und bringen jubelnd es nach Haus.


Cc
Christkind. Comet.
Cc
E.R

C c C c C c

Christkind.

Die Nacht vor dem hei = li = gen A = bend da lie = gen die
Kin= der im Traum, sie träu = men von schö = nen Sa=
chen und von dem Weihnachts= baum.

Und während sie schlafen und träumen,
Wird es am Himmel klar,
Und durch den Himmel fliegen
Drei Engel wunderbar.

Sie tragen ein holdes Kindlein,
Das ist der heil'ge Christ,
Es ist so fromm und freundlich,
Wie keins auf Erden ist.

Und wie es durch den Himmel
Still über die Häuser fliegt,
Schaut es in jedes Bettchen,
Wo nur ein Kindlein liegt.

Und freut sich über Alle,
Die fromm und freundlich sind,
Denn solche liebt von Herzen
Das liebe Himmelskind;

Wird sie auch reich bedenken
Mit Lust auf's Allerbest',
Und wird sie schön beschenken
Zum morgenden Weihnachtsfest.

Heut' schlafen noch die Kinder
Und seh'n es nur im Traum,
Doch morgen tanzen und springen
Sie um den Weihnachtsbaum.



Dorf. Dieb.

D d D d D d

Dieb.

Im nächsten Städtchen gab es Kirchweih und Jahrmarkt, deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen, lustig zu sein und zu tanzen. So war es denn am Abende gar still im Orte, kein Mensch war zu sehen noch zu hören. Der Brunnen, an dem sonst um diese Zeit die Mädchen beim Wasserholen plauderten und lachten, streckte seinen langen Balken neugierig in die Luft, als wollte er fragen: kommt denn heute Niemand her, mein Wasser zu holen? Unter der großen Linde, wo an andern Abenden die jungen Bursche saßen und ihre Lieder sangen, regte sich heut' kein Grashälmchen und nur oben im Baume pfiff ein Vögelchen sein Abendlied. Selbst der alte Baumstamm, worauf die Kinder zu spielen und herumzuklettern pflegten, lag verlassen und leer da und nur wenige Ameisen, die sich bei der Arbeit verspätet hatten, krochen darauf noch hin und her, um sich ihr Abendbrod zu holen.

Allmählig kam die Dämmerung herauf, es wurde immer dunkler und stiller und nachdem die lauten lustigen Vögel in ihre Nester gekrochen waren, schlüpften die häßlichen Fledermäuse hervor und schwirrten und huschten durch die Abendluft. —

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann daher. Er schlich leise und ängstlich immer der Mauer entlang, wo es am Dunkelsten war. Dabei sah er sich scheu nach allen Seiten um, ob auch ein Mensch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er sich aber ganz sicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch dort auf allen Vieren, wie eine Katze weiter, bis an eine Stelle, wo die Mauer an's

Haus stieß und schwang sich dann in ein Fenster des Hauses hinein, das gerade offen stand.

Der Mann aber hatte recht böse Dinge im Sinne, denn er war ein Dieb und gedachte die Leute, die in dem Hause wohnten, zu bestehlen.

Nachdem er durch die Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer, dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner; eine Thüre, die dort hineinführte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt.

Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen, doch dachte er, es könnte vielleicht zufällig Jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte.

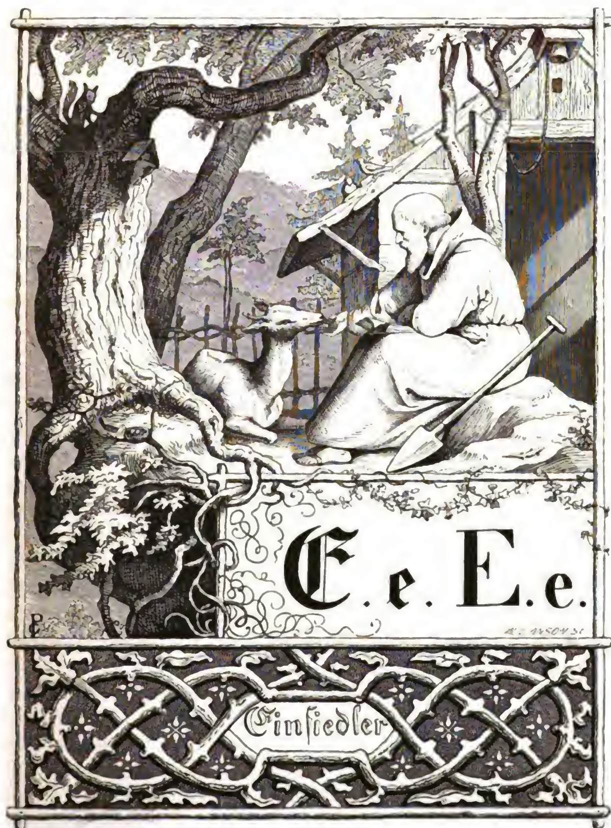
D'rinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durch's Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerscheine, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß — das Kind betete, wie es immer vor Schlafengehen that, laut sein Vaterunser. —

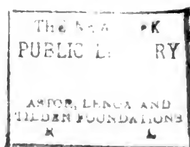
Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am Besten ausführen möchte, da hörte er, wie das Kind mit lauter, klarer Stimme eben die Worte betete: „und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!"

Das ging dem Manne tief zu Herzen und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel!" und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.


E. e. E. e.
Einsiedler



E e E e E e

Einsiedler.

Ein alter braver Soldat, der sich tüchtig herumgeschlagen und manche Wunden in der Schlacht erhalten, kehrte arm und müde aus dem Kriege zurück. Als er in sein Dorf kam, fand er Weib und Kind vom Feinde erschlagen und sein Haus mit allem Hab und Gut zu Asche verbrannt. So ging er denn zu den Nachbarn von Haus zu Haus und bat um Arbeit, Almosen oder Brod, aber die einen sprachen: „Wir geben Dir keine Arbeit, Du bist zu alt und schwach dazu.“ Die andern: „Wir geben Dir kein Almosen, geh arbeiten.“ Die meisten aber sagten: „Das Brod gebrauchen wir für uns selbst, aber nicht für Herumtreiber.“

Da ward der alte Mann den Menschen gram und sprach: „Ihr seid härter als Steine und unfreundlicher als die Thiere des Waldes; wenn ihr euch meiner nicht erbarmt, so werden die es thun.“ Somit beschloß er ein Einsiedler zu werden, ließ sich in einem Kloster ein härnes Gewand und ein Gebetbuch, dazu ein Beil und einen Spaten geben und ging in das menschenleere wilde Gebirge hinaus.

Dort zog sich ein langer Wald über Berge und Thäler, aus dessen Mitte sich ein hoher, breiter Felsblock erhob, mit Erde und Gras bedeckt und von schönen, alten Bäumen beschattet. Unter diese Bäume baute sich der Mann eine Hütte von Brettern, hing an den Baum ein Kruzifix, in der Kammer sein altes Schwert auf und umzäunte den ganzen Platz, damit keine wilden Thiere hereinbrächen.

Und wirklich erbarmte sich der harte Fels seiner mehr, als die Menschen gethan. Aus seinen Spalten ließ er ihm eine klare Quelle fließen, auf den Bäumen wuchsen Aepfel und Birnen und die Erde trug nahrhafte Kräuter, Beeren und Wurzeln.

Davon nährte sich der Einsiedler und führte dort oben ein stilles, in sich gekehrtes Leben, das ihm auch allmählich manchen Genuß gewährte. Die Zeit ward ihm, trotz der Einsamkeit, niemals lang. Er betete und las in seinem Buche, er baute sich ein Gärtchen an und bepflanzte es mit Blumen und Bäumen; er beobachtete den Lauf der Sonne und des Mondes, der Sterne und der Wolken. Das gab ihm Stoff zu vielen Beobachtungen, aber auch die Erinnerung an Weib und Kind verkürzte ihm manche Stunden.

Von dem Walde da unten ging allgemein das Gerede, er sei verzaubert; deshalb fürchteten sich die Leute der Umgegend, ihn zu betreten. Aber der Einsiedler hatte nie gewußt was Furcht sei und dachte: „Schlimmer kann mir's darin doch nicht ergehen, als es mir in meinem Dorfe geschah.“ Weil es nun in dem Walde gar herrlich war, pflegte er oft Tage lang darin umherzuwandern, ohne daß ihm jemals etwas Böses zugestoßen wäre.

Im Gegentheil, er genoß dort großer Freuden. Der ganze Wald war voller Thiere: Hirsche, Hasen, Kaninchen und manche andere; die waren zahm und freundlich und statt ihn zu fliehen, näherten sie sich ihm und sahen ihn oft so bedeutsam an, als hätten sie ihm etwas Wichtiges zu erzählen.

Einmal kam ihm auch ein weißes Reh entgegen, mit schlankem und edlem Wuchse und klugen, freundlichen Augen. Kaum erblickte es den Mann, so trat es zierlich an ihn heran, leckte ihm die Hände und da er es wieder streichelte und es liebkoste, folgte es ihm bis an seine Hütte und ging fortan nimmer von seiner Seite. — Gleich an demselben Abend kamen auch noch andere Thiere ihm nachgezogen: Eichkätzchen, Tauben und Singvöglein und bauten ihre Nester in der Nähe der Klause. Gewann der Greis nun auch alle die Thiere von Herzen lieb, so that er es doch ganz besonders mit dem schönen Reh. Das hegte und pflegte er wie ein Kind. Er machte ihm neben seinem eigenen Lager eine weiche Streu von Binsen und Moos, fütterte es aus der Hand mit feinen

und gewürzigen Kräutern und konnte oft Stundenlang mit ihm sprechen. Dabei war es ihm immer, als verstände ihn das Thier und nähme an allen seinen Schicksalen Theil.

Mit dem Reh hatte es aber auch sonst noch seine eigne Bewandniß. Wo es sich nur zeigen mochte, da ward es von den andern Thieren mit großer Freude und Ehrfurcht begrüßt und alle suchten ihm zu dienen. Kam es durch den Wald geschritten, so zogen buntscheckige Schmetterlinge vor und neben ihm her, wie Läufer und Kammerhusaren neben der Kutsche eines großen Herrn. Stolze Hirsche wichen ehrerbietig vor ihm zurück und bogen mit ihren Geweihen die Büsche und Aeste fort, die den Weg versperrten. Aber die Vögel pflückten die buntesten Blumenblättchen und streuten sie von Aesten und Zweigen und aus der Luft vor dem Reh auf den Weg hin; auch sangen sie alle zusammen in so lieblichem Einklang, daß es wie ein Concert durch den stillen Wald ertönte. Wollte sich aber irgendwo ein vorlauter Frosch wichtig machen und fing an zu quaken, so ging der Storch als Polizei in den Sumpf, nahm mit dem langen rothen Schnabel den Schreihals beim Kragen und sperrte ihn in seinen Magen ein, wo ihm das Schreien verging.

Auch der Einsiedler hatte das wohl bemerkt und er hatte oft große Lust daran, wenn er die Zärtlichkeit der Thiere gegen sein liebes Reh mit ansah. So kam jedesmal, wenn das Thier sich zur Ruhe legte, ein Vögelchen aus dem Strauch geflogen, setzte sich in's Fenster und sang es leise in den Schlaf; ein Eichkätzchen sprang vom Baume, setzte sich neben seinen Kopf auf's Moos und wedelte ihm mit dem buschigen Schwänzchen Kühlung zu und flinke Eidechsen schnappten emsig alle Mücken weg, die es stechen wollten. Wenn aber Morgens das Reh sich vom Lager erhob, flogen jedesmal ehe es ausging, zwei weiße Täubchen vom Dache herab und legten ihm mit ihren Schnäbeln säuberlich die Haare zurecht, die sich etwa verschoben hatten. Das Reh ließ sich das Alles gern gefallen, als müsse es so sein, und dankte den Thieren, die ihm dienten, nur mit recht freundlichen Blicken aus seinen blanken Augen.

Da begab sich's einmal, daß an einem Sommermorgen der Himmel gar seltsam sich mit Wolken umzog, dabei ward die Luft schwül und drückend. Der

Einsiedler saß ruhig in der Zelle und las in seinem Gebetbuche. Das Reh aber hatte keine Ruhe, aß und trank nichts, ging hin und her, bis es endlich den Berg hinab in den kühlen Wald lief. Mitten auf einem großen grünen Platze ließ es sich nieder in das weiche Gras, alle Thiere des Waldes, wohl tausend und noch mehr, kamen herbei und lagerten sich in einem weiten Kreise um dasselbe in ehrerbietiger Entfernung; und auf allen Bäumen saßen die hübschen bunten Vögel, wie wohl schöne Frauen auf den Balkonen zu sitzen pflegen, wenn es etwas zu sehen giebt. Die Thiere sahen schweigend nach dem Reh hin, als erwarteten sie etwas, bis eines nach dem andern und endlich das Reh selbst in der großen Hitze einschlief. Nur die Hasen, die mußten rings umher Schildwache stehen und mit ihren spitzen Ohren fortwährend: „Präsentirt's Gewehr" machen. — Da erscholl plötzlich durch den stillen Wald Hundegebell und Hörnerklang. Es kam immer näher und näher und auf einmal erschien zu Rosse der junge Königssohn, umgeben von vielen Jägern zu Fuß und zu Pferde, der hatte sich auf der Jagd in den Zauberwald verirrt.

Die Hasen pfiffen, die andern Thiere sprangen auf und drängten sich um das Reh, um es zu beschützen, das aber floh in raschem Lauf davon. Doch der Königssohn hatte es schon erblickt und rief: „Wer mir das schöne Thier tödtet, der soll sterben, wer's aber fängt und mir lebend bringt, soll ein Jägerhorn von lauterm Golde bekommen." Und sogleich jagte der ganze Troß, den jungen König an der Spitze, dem fliehenden Thiere nach.

Das flog wie ein Pfeil aus dem Walde hinaus, den Felsen hinauf, dort stürmte es in die Zelle, wo der Greis noch betete, und versteckte sich hinter seinem Kleide. Bald war auch der Königssohn oben und da er wohl sah, wo sich das Thier versteckt, rief er dem Einsiedler zu, er solle ihm das Thier herausgeben. Der aber beschützte es mit seinen Armen und sprach: „Wenn ich das thäte, so wäre es eine Sünde. Wer auf meiner Schwelle Schutz sucht, der findet ihn auch!" — „So mußt Du sterben!" rief der Jüngling und erhob seinen Speer; doch in dem Greise erwachte die alte Kampflust. Im Nu riß er sein Schwert von der Wand und sprach: „So laß uns darum kämpfen!"

Der Kampf begann. Mit furchtbarer Kraft hieben Beide auf einander los,

aber zuletzt ermüdete die Kraft des Greises. Der Jüngling schlug ihm das Schwert aus der Hand und zückte das seinige, um ihn zu tödten. Doch das Reh sah die Gefahr seines Beschützers, sprang zwischen Beide und ward statt des Alten vom Schwert des Königsohns durchbohrt. Da lag das zarte Thierlein im grünen Gras und das Blut strömte mit Macht aus der offenen Wunde; aber statt an den Boden zu fließen, verbreitete das rothe Blut sich über den ganzen Leib des Thieres und umhüllte es wie mit einem prächtigen Purpurmantel. Zugleich wuchs sein Geweih zu einem goldnen Krönlein zusammen und endlich lag statt des Rehes ein wunderliebliches Königstöchterlein im Grase, das hatte die Augen geschlossen als schlummere es.

Als der Königsohn das schöne Frauenbild sah, faßte er eine innige Liebe zu ihm. Er sank auf seine Knie, beugte sich über die Jungfrau und sprach: „Wach' auf, wach' auf, Du Königstöchterlein, Du sollst meine Königin sein!" und damit küßte er sie auf ihren rothen Mund.

In demselben Augenblicke erhob sich ein Tosen in der Luft, die Blitze zuckten und die Donner rollten, es brauste der Sturm und die Erde erbebte. Die Königstochter schlug die Augen auf, erhob sich vom Boden und sprach zu dem Königssohn: „Die Zeit ist nun erfüllt, der Zauber gelöst! Mich und mein Hofgesinde hielt ein böser Zauberer hundert Jahre lang verwandelt. — Willst Du mich zu Deiner Frau, so bin ich und Alles, was mein ist, Dein eigen."

Und als sie das gesprochen, brach die Sonne wieder aus den Wolken und aus dem Walde unten stieg ein prächtiges Schloß empor mit hohen Thürmen und goldenen Zinnen. Da konnte man trotz der Entfernung sehen, wie es mit einemmal im Walde wimmelte von Hofleuten und Dienern, und Rittern zu Roß und zu Fuß und die Luft erscholl von Pauken- und Trompetenschall.

So waren nun alle Thiere im Walde wieder in Menschen verwandelt, aber auch die, welche oben beim Einsiedler gehaust, nicht minder. Denn statt des Eichkätzchens saß ein flinker Page auf dem Baume, statt der Lachtauben ein paar lustige Kammerfräulein auf dem Dache und statt der Singvögel allerlei Musikanten in den Büschen, die strichen auf ihren Geigen, bliesen auf ihren Flöten und sangen dazu schöne Lieder.

So ward der Königssohn und die junge Königin Mann und Frau, und der Einsiedler segnete ihren Bund. D'rauf kam aus dem Walde ein reicher Zug von Rossen und Dienern, die Beiden abzuholen in ihr Schloß. Als diese die Rosse bestiegen hatten, wollten sie auch den Greis mit sich nehmen, damit er ihr erster Minister würde und stets um sie bleibe. Der aber verweigerte es und sprach: „Laßt mich hier in meiner Einsamkeit, ich passe nicht mehr für die Menschen. Mir strahlt auch die Sonne prächtiger wie Euer Gold und der Mond lieblicher wie Euer Silber. Die Sterne sind meine Edelsteine und der weite Himmel mein Königszelt. Ihr möget mich zuweilen in meiner Zelle besuchen und mir erzählen, daß es Euch wohlgeht. Auch bitte ich noch, sorgt dafür, daß ich wieder so lustige Gesellschaft um mich sehe, als früher!"

Und so geschah es auch. Mit herzlichem Dank für seinen Schutz zog die Königin und ihr Gemahl mit dem ganzen Hofgesinde von dannen. Bald fanden sich auch wieder freundliche Thiere bei dem Einsiedler ein und, waren sie auch nicht so wunderbar wie die früheren, so pflegte er sie doch mit Liebe und Lust bis an sein seliges Ende. Auch zu den Menschen faßte er wiederum Liebe und Vertrauen, und als er starb, ließ der junge König ihn in ein marmornes Grab legen, aber die Königin pflanzte schöne Blumen rings umher und benetzte sie mit ihren Thränen.


F. f.
F. f.
Fähre . Fuhrmann.
E. Kretzschmar sc.


PUBLIC
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

F f F f F f

Fuhrmann und Fährmann.

Was thut der Fuhr=mann? der Fuhrmann spannt den Wa=gen
an, die Pfer=de ziehn, der Fuhrmann knallt, daß laut es durch die
Stra=ßen schallt. He, hol=la, he!

Was thut der F ä h r mann?
Der Fährmann legt an's Ufer an,
Und ruft: „Ich lieg' nicht lange still,
D'rum komme, wer hinüber will!"
He, Holla, he!

Da kam der F u h r mann
Mit seinem großen Wagen an,
Der war mit Kasten vollgespickt,
Daß sich der Fährmann drob erschrickt.
He, Holla, he!

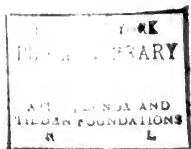
„Ei,“ sprach der Fährmann,
„Dich fahr ich nicht, Gevattersmann,
„Zahlst du mir nicht aus jeder Kist',
„Ein Stück von dem, was d'rinnen ist.“
He, Holla, he!

„Gut,“ sprach der Fuhrmann,
Und als sie drüben kommen an,
Die Kasten öffnen sie geschwind, —
Was war darin? — Nur leerer Wind.
He, Holla, he!

Schalt nicht der Fährmann?
Bewahr! Er lacht und sagte dann:
„Aus jeder Kist' ein Stücklein Wind
Ei nun, da fährt mein Schiff geschwind!“
He, Holla, he!



Gasthaus . Gänse .



G g G g G g

Gänse.

Nun sagt ein=mal, ihr Gäns=chen, mir, ich seh' Euch lan=ge zu, was habt ihr sau=bre Klei=der=chen und schö=ne ro=the Schuh? Ihr wollt ge=wiß zum Tan=ze gehn; nicht wahr, ihr tan=zet wun=der=schön?

Nun sagt einmal, ihr Gänschen mir, ich seh' euch lange zu,
Was habt ihr saubre Kleiderchen und schöne rothe Schuh?
Ihr wollt gewiß zum Tanze geh'n;
Nicht wahr, ihr tanzet wunderschön?

Das schmeichelte die Gänschen sehr, sie thaten gleich manierlich
Und fingen d'rauf zu tanzen an. 'S war aber gar nicht zierlich.
Sie wackelten wohl auf und ab
Und traten fast den Fuß sich ab.

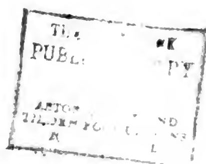
„Nun aber sagt, ihr Gänschen, mir, ich seh' euch lange an,
Was ihr für weiße Hälse habt und rothe Schnäbel d'ran?
Damit singt ihr wohl allzumal
Viel schöner als die Nachtigall?"

Da räusperten die Gänschen sich und machten schnell sich niedlich,
Und fingen d'rauf zu singen an, 's klang aber nicht gemüthlich.
Sie schnatterten, es war ein Graus
Und schrien sich fast die Kehlen aus.

Wohl manches Kind hat hübsche Schuh und Kleider schön und bunt,
Wohl manches einen weißen Hals und einen rothen Mund,
Doch ist noch sehr die Frage dann:
Ob's tanzen auch und singen kann!



H. h.
H. h.
ER
Hirt und Heerde



H h H h H h

H i r t e.

Noch glänzt der letz = te A = bend= schein, da treibt der Hirt die

Heer = de ein —, der Kna = be singt, das Mädchen lacht, der

Hund nach al = len Sei = ten wacht.

Noch glänzt der letzte Abendschein,
Da treibt der Hirt die Heerde ein,
Der Knabe singt, das Mädchen lacht,
Der Hund nach allen Seiten wacht.

So zieh'n sie froh dem Dorfe zu.
Rings liegt die Welt in stiller Ruh',
Und über'm Berge klar und rein
Hebt sich der Mond mit hellem Schein.

Da spricht der Knabe: „Vater, schau',
Gleicht nicht der Himmel einer Au'?
D'rauf geh'n, wie uns're Schafe dort,
Die Wolken auch von Ort zu Ort."

Der Vater spricht: „Hast recht, mein Kind,
Die treibt als Hund der Abendwind,
Und, daß sich keins davon verirrt,
Wacht dort der Mond, der gute Hirt!"

So sprechen sie noch Vieles mehr,
D'rauf kommt vom Dorf' die Mutter her,
Das Kindlein, ihr an's Herz gedrückt,
Das lacht, wie es die Heerd' erblickt.

Doch als den Vater es gewahrt,
Da jauchzt es recht nach Kindesart
Und streckt die Arme nach ihm aus,
Und alle geh'n vergnügt nach Haus.

Dort essen sie ihr Abendbrod
Und denken nicht an Sorg' und Noth,
Und danken Gott und geh'n zur Ruh
Und schlafen süß dem Morgen zu.


J i.
I. i. J.
Jäger.

Tili Ji

Jäger.

Im Wald, im grü - nen Wal - de da geht der Jä - ger auf die Jagd in sei - ner lust'gen Jä - gerstracht. Tra - la, hal - lo, tra - la! Er bläst das Horn nach Jägersbrauch, die Häs - lein springen aus dem Strauch und Hund und Jäger hin - terd'rein. Ach könnt' ich so ein Jä - ger sein! — Bin a - ber lei - der, viel zu klein.

Im Wald, im grünen Walde,
Da geht der Jäger auf die Jagd
In seiner lust'gen Jägerstracht.
Trala, hallo, trala.

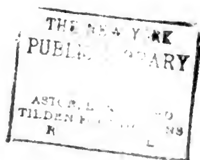
Er bläst das Horn nach Jägersbrauch,
Die Häslein springen aus dem Strauch,
Und Hund und Jäger hinterdrein.
Ach könnt' ich so ein Jäger sein! —
Bin aber noch viel zu klein.

Im Wald, im grünen Walde,
Da ist's so kühl und frisch und grün,
Da sind wohl tausend Hirsche d'rin,
Trala, hallo, trala!
Die schießt der Jäger, daß es knallt,
Von Thal und Bergen wiederhallt,
Und all' die Hirsche, die sind sein;
Ich aber darf nicht mit hinein,
Ich bin noch viel zu klein.

Im Garten, ja, im Garten,
Da jag' und spring' ich frei umher,
Als ob ich schon ein Jäger wär',
Trala, hallo, trala!
Und was von Kindern kommt herein,
Die müssen Hirsch und Hasen sein.
Doch bin ich groß und nicht mehr klein,
Dann laß ich Garten Garten sein
Und jag' in den Wald hinein!
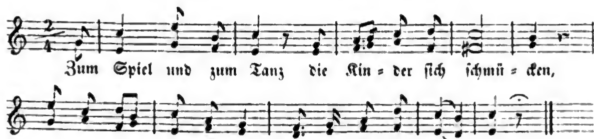
Anmerkung. Für den Gesang ist der Schluß der Verse in folgender Weise zu ändern:
1. Vers: „Bin aber leider viel zu klein!"
2. Vers: „Ich bin noch viel, noch viel zu klein."
3. Vers: „Und jage in den Wald hinein."


K. K.
k. k.
Kinder. Kranz. Katze.
ER.
EG. Dr.



K k K k K k

Kinderliedchen.



Zum Spiel und zum Tanz
Die Kinder sich schmücken,
Winden Blumen zum Kranz,
So will es sich schicken.

Thut's Blümlein im Kranz
Sich biegen und ranken,
Muß das Kindlein beim Tanz
Fügen sich , nicht zanken.

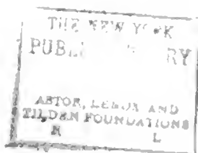
Kindchen und Kätzchen.

Kindchen und Kätz=chen las=sen gern sich strei=cheln, Kindchen und
Kätz=chen mö = gen ger=ne schmeicheln, doch das Kind=chen mit dem
Mündchen, das küßt nur und schwatzt, a=ber's Kätzchen mit dem Tätzchen,
nimm dich in Acht, es kratzt.

Kindchen und Kätzchen
Lassen gern sich streicheln,
Kindchen und Kätzchen
Mögen gerne schmeicheln.

Doch das Kindchen mit dem Mündchen,
Das küßt nur und schwatzt,
Aber's Kätzchen mit dem Tätzchen
Nimm dich in Acht, es kratzt!


Lamm
Ll Ll


THE NEW YORK
PUBL RY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Ll Ll Ll

Lamm.

Zum Lamm spricht seine Mutter bang':
„Kind, geh' nicht an den Felsenhang!"
Das Lamm denkt aber still für sich:
„Wie ist die Mutter wunderlich,
Die schönsten Blumen steh'n ja dort,
Die hol' ich mir nur eben fort." —
Doch wie es d'rauf die Blumen pflückt
Und in den tiefen Abgrund blickt,
Erschrickt es, gleitet von dem Rand,
Und stürzt hinab die Felsenwand.

Da lag es nun im tiefen Grund,
Im Herzen weh, an Gliedern wund,
In Disteln und in Dorngehegen
Und konnt' nicht rühren sich, noch regen. —
Die Sonne sank, es kam die Nacht,
Kein Auge hat es zugemacht,
Stets dacht' es an sein Mütterlein,
Wie das so traurig würde sein,

Auch an die Brüder allzumal
Und an den schönen warmen Stall,
Und sprach: „S'ist Alles meine Schuld,
D'rum muß ich's tragen in Geduld.“
So litt es Hunger, Frost und Sorgen,
Bis daß erschien der lichte Morgen;
Da ist der gute Hirt gekommen
Und hat sein Rufen bald vernommen;
Von Dornen und von Herzeleid
Hat er das arme Lamm befreit,
Und hat's der Mutter heimgebracht,
Der so viel Kummer es gemacht.

* * *

O Kindlein, bitt' den lieben Gott,
Daß er, geräthst du einst in Noth,
Auch dir den guten Hirten sende,
Der alles Leiden von dir wende.


Mm
Mm
Mutter.

M m M m M m

M u t t e r.

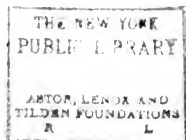
Mütterlein sprich,
Warum liebst du dein Kindlein doch so inniglich?
Aber die Mutter spricht:
„Das weißt du nicht? —

Weil's fromm ist all = zeit, nicht weint und nicht schreit, und
lu = stig ist's auch wie's Vöglein im Strauch. Doch geht es zur
Ruh, lacht es freund=lich mir zu. Und wenn es er = wacht da
küßt mich's und lacht, drum lieb' ich's so sehr, wie nichts auf der
wei = ten Er = de mehr.

Mütterlein, sprich,
Warum liebst du dein Kindlein doch so inniglich?
Aber die Mutter spricht:
„Das weißt du nicht? —
„Weil's fromm ist all'zeit,
„Nicht weint und nicht schreit.
„Und lustig ist's auch
„Wie's Vöglein im Strauch.
„Doch geht es zur Ruh',
„Lacht es freundlich mir zu.
„Und wenn es erwacht,
„Da küßt mich's und lacht.
„D'rum lieb ich's so sehr,
„Wie nichts auf der weiten Erde mehr.“

Kindlein, o sprich:
Warum liebst du dein Mütterlein doch so inniglich?
Und das Kindlein spricht:
„Das weißt du nicht? —
„Weil's mich hegt und pflegt,
„Auf den Armen mich trägt,
„Wacht, wenn ich bin krank,
„Giebt mir Speis' und Trank,
„Giebt mir Kleider und Schuh'
„Und viel Küsse dazu,
„Und ist mir so gut
„Wie's kein Andrer thut.
„D'rum lieb' ich's so sehr,
„Kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!“


N. n.
N. n.
Nachtwächter



N n N n 𝔑 n

Nachtwächter.

Hört ihr Kin- der und laßt Euch sa - gen: die Glock' hat neun ge- schla - gen! die Läm- mer sind schon längst im Stall, im Nest die Vöglein all - zu - mal; drum las - set Eu - er Spiel - zeug stehn, s'ist ho - he Zeit zu Bett zu gehn, und le - bet Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat neun geschlagen!
Die Lämmer sind schon längst im Stall,
Im Nest die Vöglein allzumal;
D'rum lasset euer Spielzeug steh'n,
S'ist hohe Zeit zu Bett zu geh'n,
Und lobet Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat zehn geschlagen!
Die Lämmer schliefen ruhig ein,
Sie können ohne Sorge sein:
Im Hofe wacht der treue Hund,
Der macht um ihren Stall die Rund',
Läßt keinen Wolf hinein.

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat elf geschlagen!
Gar lieblich ist der Vöglein Ruh',
Ihr Mütterlein, es deckt sie zu
Mit beiden Flügeln früh und spät,
Wenn kalt die Nacht um's Nestchen weht.
Das liebe Mütterlein!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat zwölf geschlagen!
Auch eure Eltern ruhen beid'
Im Bette schon seit langer Zeit;
Doch schlafen sie nicht alsogleich,
Sie sorgen treulich noch für euch.
Ihr schlaft und hört es nicht!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat eins geschlagen!
So viele Kinder auf der Welt,
So viele Stern' am Himmelszelt,
So viele Engel im Himmelsraum,
Die bringen euch manch' schönen Traum
Von oben mit herab.

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat zwei geschlagen!
Und mit dem blanken Sternenheer
Kam auch der liebe Mond daher
Und steckte sein Laternchen an,
Doch schlich sich wo ein Dieb heran,
Den jagt er schnell davon.

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat drei geschlagen!
Und bleibt der Mond einmal zu Haus'
Und sagt: „Nun schlaf' ich auch 'mal aus."
Da bin ich hier, der euch bewacht,
Laut blas' ich durch die stille Nacht
Und lobe Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat vier geschlagen!
Was hilft doch aller Menschen Macht,
Wenn Gott der Herr sie nicht bewacht?
Vor Krankheit und viel andrer Pein
Bewahrt nur einzig er allein,
D'rum lobet Gott den Herrn!

Hört ihr Kinder und laßt euch sagen:
Die Glock' hat fünf geschlagen!
Horcht auf, es krähet schon der Hahn
Und ruft: „Erwacht, der Tag bricht an!"
Die Lerch' ist längst zum Nest heraus,
Der Wächter aber geht nach Haus
Und Alles lobt den Herrn!



Das Obstbäumchen und der Ochse.

Nach langer Regenzeit war wieder einmal ein schöner Tag; die Sonne schien und die Vögel sangen. Da kamen drei Kinder, der Hans, der Franz und die Lisbeth hinausgesprungen in den Obstgarten, um dort zu spielen; Hans mit seiner Armbrust, Franz mit seiner Peitsche und Lisbeth mit ihrer alten lieben Puppe, an der aber schon der eine Arm fehlte. In dem Garten vergaßen sie bald ihr Spiel, denn dort gab es viel wichtigere Dinge zu thun. Die Früchte auf den Obstbäumen waren in der letzten Zeit reif geworden und eben war der Vater mit seinen Leuten damit beschäftigt, die Aepfel, Birnen und Pflaumen von den Zweigen zu schütteln. Das war nun ein rechter Jubel für die Kinder, denn auch sie mußten das abgeschüttelte Obst auflesen und in Körbe tragen, und daß dabei auch tüchtig geschmaust und gelacht wurde, kann man sich denken.

Alle übrigen Bäume des Gartens gaben auch willig ihr Obst her, nur ein junges Bäumchen stand ganz abgesondert am Ende des Gartens, das war eigensinnig und geizig und dachte in seinem Sinne: „Ich sehe nicht ein, warum ich meine Aepfel hergeben soll; die will ich für mich behalten und sollten sie mir auch an den Zweigen vertrocknen.“ Und grade dieses Bäumchen gehörte den drei Kindern.

Nachdem nun diese eine Weile bei dem Schütteln der andern Bäume tüchtig geholfen hatten, fiel es ihnen ein, auch einmal nach ihrem Bäumchen zu


Obst
O.o.
.o.O



sehen; sie liefen daher um die Wette zu ihm hin. Siehe, da hingen ganz oben in seinem Gipfel die schönsten Aepfelchen, die hatten so frische rothe Bäckchen, wie die Kinder selber.

Da faßten sich die drei Kinder an die Hand, tanzten im Kreise um's Bäumchen herum und sangen:

Bäumchen, Bäumchen wir bitten sehr,
Gieb uns Deine Aepfelchen her!
Und willst Du Dich nicht schütteln,
So werden wir Dich rütteln!"

Aber das Bäumchen stand ganz still und schüttelte nur ein ganz klein wenig die Zweige, doch nicht um die Aepfel herzugeben, sondern weil es damit sagen wollte: „Die geb' ich euch nicht her!" Die Kinder faßten also das Bäumchen um den Stamm und rüttelten tüchtig d'ran herum. Aber auch das half nichts, denn das Bäumchen blieb bei seinem Sinn und dachte: „Rüttelt ihr nur immer zu, ich werde meine Aepfelchen schon festhalten."

Als die Kinder sahen, daß sie so nichts ausrichteten, gedachten sie's einmal auf eine andere Weise anzufangen: „Warte," sprach Hans, „dich will ich schon bekommen: Pfeilchen, hol' mir ein Aepfelchen her!" und damit nahm er die Armbrust und schoß seinen Pfeil gegen den einen Apfel in den Baum hinauf. Aber das Aepfelchen kam nicht und der Pfeil kam auch nicht herunter, denn das Bäumchen hielt ihn mit seinen Zweigen fest. Da stand nun der Hans, wußte nicht, was er sagen sollte und sah traurig nach seinem Pfeil herauf.

Da sprach Lisbeth: „Warte! dich wollen wir schon bekommen! Puppe hol' mir das Pfeilchen her," und damit nahm sie die alte Puppe an ihrem einen Arm und warf sie gegen den Pfeil in den Baum hinein. — Aber das Aepfelchen kam nicht, der Pfeil kam nicht und die Puppe kam auch nicht, denn auch die hielt das Bäumchen mit seinen Zweigen fest. Und da stand nun auch Lisbeth und sah traurig nach ihrer Puppe herauf.

Endlich rief Franz: „Warte, dich wollen wir schon bekommen! Peitsche hol' mir die Puppe her!" Und damit warf er die Peitsche der Puppe nach. Aber das Aepfelchen kam nicht, der Pfeil kam nicht, die Puppe kam nicht und auch die Peitsche blieb oben, denn das Bäumchen hielt Alles fest.

Darüber wurden die Kinder sehr ärgerlich und fingen von Neuem an, das Bäumchen zu rütteln und diesmal noch viel stärker als früher, so daß ihnen der Schweiß von der Stirne lief. Darüber wurde aber auch das Bäumchen zornig und da grade hinter der Hecke ein großer Ochse weidete, rief es dem zu:

„Du Oechslein auf der Weide dort,
Komm, jag' mir doch die Kinderchen fort!
Und thust du den Gefallen mir,
Geb' ich die schönsten Blättchen dir."

Wie der Ochse das hörte, nahm er sogleich den Kopf zwischen die Beine, streckte die Hörner vor sich her und lief, ohne sich rechts oder links umzusehen, grade auf die Kinder an. Glücklicherweise sahen die ihn aber schon von weitem daherkommen, ließen das Bäumchen los und sprangen mit lautem Schreien hinter den Zaun. Aber der Ochse war einmal in's Laufen gekommen, daß er nicht mehr anhalten konnte und lief so gewaltig mit den Hörnern gegen das Bäumchen, daß er es um und um stieß. Da lag es nun mit allen seinen Aepfelchen, mit dem Pfeil, mit der Puppe und mit der Peitsche — und war mausetod.

Als der Ochse sah, was er angerichtet, blieb er stehen und sah sich um. Erst machte er ein recht dummes Gesicht dazu, so dumm, wie nur ein ganz dummer Ochse es machen kann, dann aber fing er ruhig an, von den Blättern des Bäumchens zu schmausen. Aber das ging nicht so, wie er's wohl dachte, denn der Vater der drei Kinder kam hinzu und band ihn wieder an denselben Fleck an, wo er früher gestanden. Nun krochen auch Hans, Franz und Lisbeth hinter ihrem Zaune hervor und jammerten recht, wie sie sahen, was der Ochse gethan hatte. Als ihnen aber der Vater einen viel schöneren Apfelbaum versprach, wurden sie wieder fröhlich und guter Dinge, pflückten sich ihre Aepfelchen, nahmen

ihr Spielzeug aus den Zweigen, sangen und sprangen, und schossen und spielten, daß es eine Lust war.

Das todte Bäumchen ward darauf in die Küche gebracht, in Stücke zerhackt und mußte nun mit seinem Holze den Kindern noch obenein eine Suppe kochen.

Hätt' es hübsch die Aepfelchen hergegeben, so ständ's noch da und ihr Alle hättet's auch sehen können. Das aber ist jetzt vorbei, d'rum seht es Euch nur wenigstens im Bilde da vorn recht ordentlich an.



Pfennig.

In dem Münzhause, wo die Goldstücke, die Thaler und die Groschen gemacht werden, war eben ein Dukaten und ein Pfennig fertig geworden. Die lagen nun beide blank und sauber auf dem Tische dicht nebeneinander und der helle Sonnenschein flimmerte recht darauf herum.

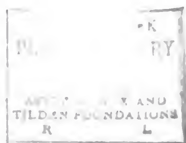
Da sprach der Dukaten zum Pfennig: „Du Lump! geh' fort von mir! Du bist ja nur von gemeinem Kupfer gemacht und nicht werth, daß dich die Sonne bescheint. Bald wirst du schmutzig und schwarz auf der Erde daliegen und kein Mensch dich aufheben wollen. Ich dagegen bin von köstlichem Golde. Daher werde ich weit in die Welt hinausreisen zu großen Herren und Fürsten, werde große Thaten thun und wohl zuletzt noch einmal in die Krone des Kaisers kommen."

In derselben Münzstube lag auf der Ofenbank ein alter weiser Kater. Wie der das hörte, strich er sich bedächtig den Bart, legte sich auf die andre Seite und sprach dabei: „Umgekehrt ist auch was werth."

Und so geschah denn auch den beiden Geldstücken grade das Umgekehrte von dem, was der Dukaten gesprochen.

Dieser kam zu einem alten reichen Geizhals, der verwahrte ihn in seinem Geldkasten, wo er müßig und faul bei Andern seines Gleichen dalag. Doch als


P. p.
P. p.
RR
1
PFENNIG
1845
Pilger
Pfennig



RY
AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

der Geizhals merkte, daß er selbst bald sterben werde, vergrub er alle sein Geld vorher in die Erde, damit kein Mensch es bekäme, und da liegt nun auch der stolze Dukaten noch bis auf diese Stunde, ist schwarz und schmutzig geworden und kein Mensch wird ihn jemals aufheben.

Der Pfennig dagegen sollte weit in der Welt herumreisen und zu hohen Ehren kommen und das geschah also:

Zuerst bekam ihn der arme Münzbursche als Lohn, der brachte ihn nach Hause, und weil sein kleines Schwesterchen an dem blanken Stück große Freude hatte, schenkte er ihm den Pfennig.

Das Kind sprang damit in den Garten, um ihn der Mutter zu zeigen. Da hinkte ein alter kranker Bettler heran, der bat um ein Stückchen Brod. „Ich hab' keins," sprach das Mädchen. — „So gieb mir einen Pfennig, daß ich mir ein Brod dafür kaufen mag," sagte der Bettler. — Und das Kind gab ihm den Pfennig.

Der Bettler hinkte zum Bäcker. Wie er eben beim Laden stand, kam ein alter Bekannter als Pilger gekleidet, mit Mantel, Stab und Tasche die Straße daher und gab den Kindern, die an dem Bäckerladen standen, schöne Bilder von heiligen und frommen Männern, wofür die Kinder Geld in die Büchse warfen, die er in der Hand hielt. Der Bettler fragte: „Wohin geht die Reise?"

Der Pilger sprach: „Viele hundert Meilen weit nach der Stadt Jerusalem, wo das liebe Christkindlein gewandelt und gestorben. Dort will ich an seinem Grabe beten und meinen Bruder loskaufen, der von den Türken gefangen ist. Dazu sammle ich erst noch Geld in dieser Büchse."

„So nimm auch mein Scherflein dazu," sprach der Bettler, gab dem Pilger den Pfennig und wollte hungrig wie er gekommen auch wieder weggehen, aber der Bäcker, der Alles mit angesehen, schenkte dem armen Manne das Brod, das er hatte kaufen wollen.

Nun wandelte der Pilger durch viele Länder und fuhr zu Schiff weit über's

Meer zur großen Stadt Jerusalem. Als er dort angekommen war, betete er zuerst an dem Grabe des Christkindleins und ging dann zu dem türkischen Sultan, der seinen armen Bruder gefangen hielt. Er bot dem Türken eine große Summe Geldes, wenn er den Gefangenen freigäbe. Der aber wollte noch viel mehr haben. Der Pilger sprach: „Dann kann ich Dir weiter nichts mehr anbieten, als diesen Kupferpfennig, den mir ein armer hungriger Bettler aus Barmherzigkeit gegeben hat. So sei auch Du barmherzig wie er und das Kupferstück wird es Dir vergelten.“ Da erbarmte sich der Sultan, gab den Gefangenen frei und empfing von dem Pilger den Pfennig.

Der Sultan steckte das Kupferstück in seine Tasche. Nach einiger Zeit aber dachte er nicht mehr daran. Da geschah es, daß der Kaiser nach der Stadt Jerusalem kam und mit dem Sultane Krieg führte. Dieser schlug sich tapfer herum und ward auch nie verwundet. Einmal aber wurde ein Pfeil grade auf seine Brust abgeschossen, der traf ihn zwar, prallte aber von seinem Kleide ab, ohne ihn zu verletzen. Der Sultan wunderte sich darüber und als man nach der Schlacht das Kleid untersuchte, fand man in der Tasche den Kupferpfennig, an dem war der Pfeil abgeprallt. Da hielt der Türke den Pfennig hoch in Ehren und ließ ihn mit einem goldnen Kettchen oben an seinen krummen Säbel befestigen. Später aber ward der Sultan selbst vom Kaiser gefangen genommen und mußte diesem seinen Säbel abgeben. So kam mit dem Säbel auch der Pfennig an den Kaiser.

Wie dieser einmal bei Tische saß und eben einen Becher voll Wein in der Hand hielt, sagte die Kaiserin, sie möchte auch gern einmal den türkischen Säbel sehen. Der ward herbeigebracht und als der Kaiser ihn seiner Gemahlin zeigte, fiel der Pfennig davon herunter und gerade in den Becher voll Wein. Der Kaiser hatte es wohl bemerkt und nahm daher, ehe er den Becher an den Mund setzte, den Pfennig heraus. Wie er ihn aber näher besah, war der Pfennig ganz grün geworden. Daran erkannten Alle, daß Gift in dem Weine wäre. Ein böser Kammerdiener hatte dieses hineingemischt, um den Kaiser zu tödten. Der Kammerdiener wurde daher zum Tode verurtheilt, doch den Pfennig ließ der Kaiser in seine Krone setzen.

So hat der Pfennig ein Kind erfreut, einem Bettler Brod verschafft, einen Gefangenen erlöst, einen Sultan vor Wunden geschützt und einem Kaiser das Leben gerettet. Dafür ward er auch in die Kaiserkrone gesetzt und ist gewiß noch jetzt darin. Wenn man die Krone nur zu sehen bekäme!

Q q Q q Q q

Quacksalber.

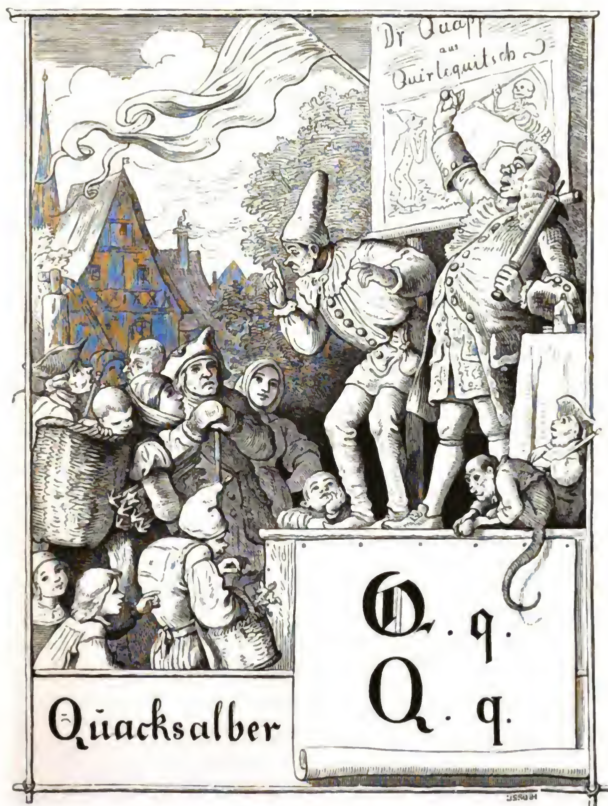
(Mel. Ich bin der Doctor Eisenbart ꝛc.)

Ich bin der Doctor Quapp genannt,
Als Wunderdoctor weit bekannt;
Zumal die lieben Kindlein zart
Curir ich auf besondre Art.

Hält sich ein Mägdlein schief und krumm,
Ist wo ein Büblein störrig, dumm:
Bringt sie zu mir, ihr lieben Leut'!
Ich mach' sie grade und gescheidt.

Ist wo ein Mägdlein naseweis
Und spricht, wovon es gar nichts weiß,
Die Salbe hier von dunkelm Harz
Macht ihm sein Näschen rabenschwarz.

Das steckt es dann gewißlich nicht
In Dinge, die ein Andrer spricht,
Und bleibt in seiner Stube fein
Bis daß es wird curiret sein.


Dr Quapp
aus
Quirlequitsch
Quacksalber
Q. q.
Q. q.

Ein Büblein, das nicht sitzen kann,
Schraub' ich an Tisch und Bänken an,
Da sitzt es fest, bis daß ich seh,
Daß es gelernt das A=B=C.

Hat Eines einen harten Kopf,
Den thu' ich hier in diesen Topf
Und sied' und koch' ihn butterweich,
Dann folgt es seinen Eltern gleich.

Ein Kind, das andre Kinder schlägt,
Dem wird sein Händchen abgesägt,
D'rauf setz' ich ihm ein andres an,
Das streicheln nur und herzen kann.

So heil' ich alle Kindlein zart
Nach meiner ganz besondern Art.
D'rum kommt ihr Kinder, kommt heran,
Daß euch curirt der Wundermann!

R r R r R r

Ritter.

Ein alter Ritter hatte ein Töchterlein mit Namen Gertrud und weil sein Bruder gestorben war, so nahm er auch dessen Söhnlein, Namens Walther, zu sich in's Schloß und hielt diesen wie seinen eigenen Sohn. Die beiden Kinder lebten als wären sie Bruder und Schwester, spielten wo sie nur konnten mit einander und waren ein Herz und eine Seele. Als aber Gertrud eines Tages allein vor das Burgthor hinausging, um Blumen zu pflücken, kamen Zigeuner die Landstraße daher, stahlen das Kind und nahmen es mit sich fort. Keiner wußte, wo es geblieben. Darüber grämte sich Gertruds alter Vater so, daß er starb und auch Walther weinte viel Tage und viel Nächte um seine Gertrud.

Als einmal ein warmer Frühlingstag kam und die Bäume zu knospen begannen', ging er hinaus in den Wald. Dort war ein schöner grüner Platz und unter den Bäumen sprudelte eine Quelle. An der hatte er oft mit Gertrud gesessen und kleine Schifflein von Nußschaalen darauf treiben lassen. Auch jetzt setzte er sich daran hin, schnitt sich einen Haselstock für sein Steckenpferd und sprach dabei für sich: „Ach wär' ich doch ein Ritter, groß und stattlich, wie die, die immer zu meinem Oheim auf's Schloß kamen, da wollt' ich in die weite Welt reiten und Gertrud suchen." Indem hörte er neben sich etwas schreien und wie er aufschaute, sah er einen Raben, der war zwischen zwei Baumstämmen so eingeklemmt, daß er sich nicht rühren konnte, und eine Schlange fuhr eben auf ihn

los, um ihn zu fressen. Rasch nahm Walther seinen Stock, schlug die Schlange todt und befreite den Raben. Der aber flog auf einen Baum und sprach: „Schön Dank, liebes Kind! Schön Dank! Weil du mir das Leben gerettet, so wünsche dir etwas und es soll sogleich geschehen. Ueber's Jahr um diese Zeit sprechen wir uns dann wieder.“ —

Als Walther das hörte, merkte er wohl, der Rabe sei ein Zaubervogel und sprach freudig: „So möcht' ich ein Ritter sein mit Helm und Schild, mit Roß und Schwerdt!“ Und wie er es gewünscht, so geschah es. Sogleich ward er ein großer, stattlicher Ritter, neben ihm stand sein Schild; aus seinem Steckenpferde ward ein stolzes Roß, das wieherte lustig in den Wald hinein und um ihm zu zeigen, daß es kein Gespenst, sondern ein wirkliches Roß von Fleisch und Bein sei, hub es gleich an aus der Quelle zu trinken.

Walther wußte nicht, wie ihm geschehen und stand erst wie im Traume da. Bald aber fühlte er neues Leben in sich, schwang sich mit Jünglingsmuth auf sein Roß und ritt weit in's Land hinaus, die kleine Gertrud zu suchen.

Unterwegs hatte er, wie andere Ritter, viele Abentheuer zu bestehen. Immer gab es etwas zu kämpfen, bald mit wilden Thieren, bald mit andern Rittern, die wie er im Lande umherzogen und sich freuten Jemand zu finden, mit dem sie sich schlagen könnten. Aber jedesmal blieb Walther Sieger, denn er war viel tapferer, wie alle seine Feinde.

Endlich erblickte er vor sich auf einem Berge ein hohes Schloß, das gehörte einer Königin. Wie er auf dem Gipfel des Berges angekommen war, sah er von weitem vor dem Schloßthore ein kleines Mägdlein sitzen, das mit seiner Puppe spielte, und als er näher zusah, war's die kleine Gertrud. Da gab er dem Pferde die Sporen und rief schon aus der Ferne: „Guten Tag, liebe Gertrud!“ — aber das Kind kannte ihn nicht. Er kam näher und sprach: „Ich bin ja dein Vetter Walther!“ Aber das Kind glaubte ihm nicht. Und als er vom Roß sprang, um es zu küssen und sein Harnisch, sein Schwerdt und seine Sporen dabei rasselten und klirrten, fürchtete sich das Kind, der fremde Mann möchte ihm etwas zu Leide thun, und lief in's Schloß hinein.

Darüber ward Walther sehr betrübt. Er ließ sich aber doch bei der Königin

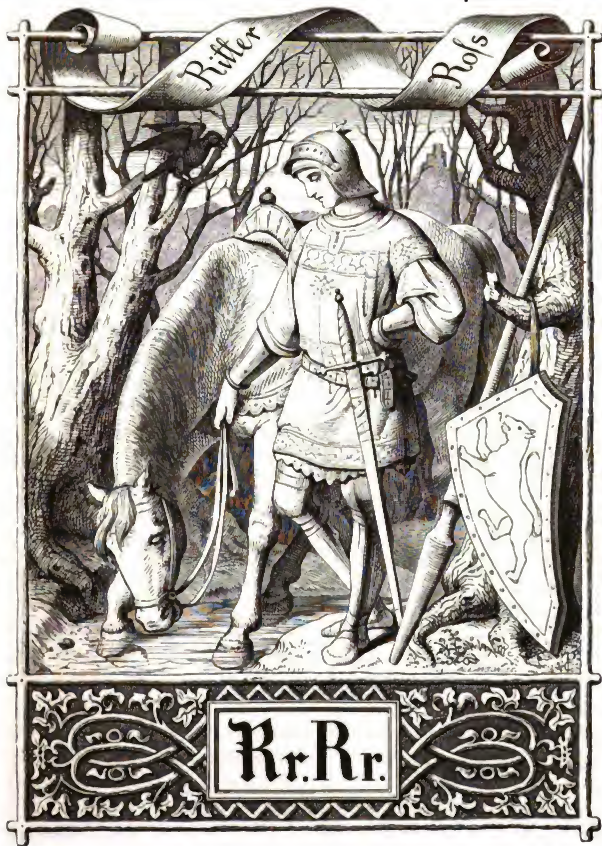
melden, die ihn auch sehr gnädig empfing. Er erzählte ihr Alles, wie es sich zugetragen und erfuhr auch von ihr, daß sie Gertrud von Zigeunern erkauft habe. Als er aber bat, sie möge ihm das Mädchen, als seine liebe Base, mitgeben, versprach sie es ihm nur unter der Bedingung, daß das Kind darein willige, denn auch sie hatte es von Herzen lieb gewonnen.

Darauf rief die Königin die kleine Gertrud herbei und sprach: „Sieh nur, das ist wirklich dein lieber Vetter, bist du ihm denn nicht mehr gut, und willst du nicht mit ihm ziehen?“ Das Kind besah sich den Ritter von oben bis unten und sprach darauf recht betrübt: „Wenn ihr Beide es sagt, daß das der Walther ist, so muß ich's wohl glauben. Ach, wäre er noch klein, wie vor einem Jahre, da würde ich mit ihm ziehen in die weite Welt, wohin er nur wollte, aber so wie er da ist, mag ich's nimmermehr. Was hülfe es mir auch? Wollte ich wie früher mit ihm Versteck spielen, da würde sein Harnisch glänzen und seine Sporen klingen und ich wüßte gleich wo er wäre. Wollt' ich mit ihm zur Schule geh'n, da würd' er doch nicht neben mir sitzen können auf dem kleinen Bänkchen und an dem kleinen Tischchen! — Und was könnt' ich armes Kind einem so stattlichen Ritter wohl helfen? Wollt' ich ihm eine Suppe kochen, so würde ich mir meine Händchen verbrennen, wollt' ich ihm ein Kleid sticken, so würd' ich mich in meine Fingerchen stechen und wollt' ich mit ihm um die Wette laufen, so lief ich mir meine Füßchen wund. Ja, wenn ich selbst ein Königsfräulein wäre, da wär's was andres.“

Walther fühlte wohl, daß Gertrud die Wahrheit gesprochen, nahm daher Abschied von Beiden, schwang sich auf's Roß und ritt davon. Und die Königin und Gertrud schauten ihm von der Zinne des Schlosses nach.

Kaum war er einige Schritte geritten, da rief von einem Baume eine Stimme herab: „Walther! Walther!“ und wie er hinaufschaute, war es der Rabe, der sprach zu ihm: „Ein Jahr ist um, seit du wünschtest ein Ritter zu sein. Hast du einen andern Wunsch, so sprich ihn aus und er soll dir gewährt werden, aber merke wohl, was du dir früher erbeten hast, damit ist's dann vorbei.“

Walther aber hörte die letzten Worte gar nicht mehr an, sondern fiel dem


Ritter Roſs
Rr. Rr.

Raben in's Wort, sobald derselbe nur gesagt, er solle sich etwas erbitten. „So wünsch' ich denn," sprach er, „daß Gertrud ein Königsfräulein wird!"

Aber indem er das ausgesprochen, ward er selbst auch wieder in ein Kind verwandelt und sein Roß in ein Steckenpferd, wie es vor einem Jahre gewesen, und als er zur Zinne hinaufschaute, stand neben der Königin ein wunderschönes Königsfräulein, groß und schlank und prächtig, und das war seine Gertrud. Da ging der Knabe mit seinem Steckenpferde zur Schloßtreppe zurück und weinte bitterlich, aber die Königin fühlte Mitleid mit ihm, nahm ihn herein und suchte ihn zu trösten.

Das war aber jetzt wieder ein rechtes Elend. So sehr auch das Königsfräulein Gertrud und der Knabe Walther sich liebten, sie hatten doch wenig Freude dabei. Sprach Walther zu ihr: „Komm Gertrud, wir wollen über die Gräben springen und um die Wette laufen!" so erwiederte sie: „Ei bewahre, das schickt sich für kein Königsfräulein, was würden die Leute dazu sagen!" Sprach Walther zu ihr: „Komm laß uns Versteck spielen," so rief Gertrud wieder: „Ei bewahre, das schickt sich für kein Königsfräulein, da würde mir meine Schleppe an den Dornen hängen bleiben und mein Krönchen vom Kopfe fallen." — Sagte aber Gertrud zu Walther: „Geh hin und schieß mir ein Reh für die Tafel," so brachte ihr Walther wohl eine Maus, aber kein Reh; und kam nun gar ein wilder Stier oder ein böser Hund auf sie zu, so mußte Gertrud den Walther auf den Arm nehmen und mit ihm entfliehen, denn sie war ja viel größer als er und lief daher auch viel schneller. Trotzdem blieb er im Schloß und die Königin gewann ihn von Herzen lieb.

Als wieder ein Jahr um war, saß Gertrud eines Morgens im Garten unter einem Baume und stickte, Walther aber spielte zu ihren Füßen. Da rief es wieder aus dem Baume: „Walther! Walther!" und als der Knabe auffah, saß der Rabe auf einem Ast und sprach: „Nun kannst du dir noch einmal etwas wünschen und es soll dir gewährt sein. Dies ist aber das letzte Mal, daher bedenke dich wohl!" Da besann sich Walther nicht lange und sprach: „So laß uns beide Kinder sein unser Lebelang!"

Und was er gewünscht, geschah alsobald, und beide waren wieder Kinder

wie zuvor. Darob waren sie von Herzen froh und spielten mit einander noch viel lieblicher, als es je geschehen und waren ein Herz und eine Seele.

Als aber wieder ein Jahr verflossen war und beide Kinder einmal im Garten saßen, Blumen pflückten und mit einander sangen, kam ein Engel vom Himmel herabgeflogen, nahm sie alle Beide auf seine Arme und trug sie hinauf in den himmlischen Paradiesgarten und da sitzen sie noch jetzt beisammen, pflücken die köstlichsten Blumen und singen so wunderschöne Lieder, daß selbst die lieben Engel sich darüber freuen.

S ſ S s S ſ

Savoyarde.

Wenn man von hier wohl mehr als hundert Meilen weit reiſt, ſo kommt man in ein Land, das heißt Savoyen. Dort giebt es gewaltig hohe Berge mit dunklen Wäldern und blauen Seen, und auf den Bergen klettern luſtig die Gemſen umher, das ſind hübſche Thierchen, die theils wie Rehe, theils wie Ziegen ausſehen und ſchöne blanke Augen haben. In den Thälern zwiſchen dieſen Bergen wohnen gute, freundliche Leute; ſie ſind ſehr arm, daher müſſen ſie oft ſchon als Kinder aus ihrem Lande auswandern, um auf allerlei Weiſe in der Fremde ihr Geld zu verdienen. Zu dieſem Zwecke kaufen ſie ſich dann wohl einen Affen, eine Schildkröte, eine Drehorgel und dergleichen mehr, oder ſie fangen ſich auch weiße Mäuschen und Murmelthierchen, die richten ſie zu allerlei Kunſtſtücken ab, ziehen damit weit in der Welt umher und laſſen ſie für Geld ſehen. So verdienen ſie ſich auf der Reiſe ihr Brod, bis ſie in eine große Stadt kommen. Auch dort zeigen ſie anfangs ihre Raritäten vor, ſuchen ſich dann aber ſpäter häufig durch Stiefelputzen auf den Straßen ihr Brod zu erwerben. Meiſtentheils ſind dieſe Leute ſehr ſparſam und ſammeln ſich von dem wenigen Gelde, was ſie empfangen, ſo viel, daß ſie nach wenigen Jahren wieder zurückwandern können und ihren armen Eltern oft noch manchen Thaler mitbringen.

1.

Vor längerer Zeit lebte in jenem Lande eine arme Frau mit Namen Magdalena. Ihr Mann war gestorben und hatte ihr nichts zurückgelassen als zwei Kinder, Nicola und Betta, und außerdem einen Affen, mit dem er selbst in den letzten Jahren umhergewandert war. Die Frau arbeitete wie es ihr nur möglich war, konnte aber doch nicht so viel verdienen, daß sie und ihre Kinder sich satt essen mochten. Das ward immer schlimmer, je größer die Beiden wurden, denn mit ihnen wuchs auch ihr Magen, und mit dem Magen ihr Appetit. Die Schule kannten die armen Kinder nur von außen, waren aber nie hineingekommen, denn erstlich kostete der Schulbesuch Geld, dann aber mußten sie auch noch den ganzen Tag der Mutter bei der Arbeit helfen.

Nun traf es sich, daß zwei Vettern der Frau Magdalena, Peppo und Checco, auf die Wanderschaft nach der großen Stadt Paris gehen wollten; Peppo mit einer Drehorgel und Checco mit einem Murmelthier. Sie kamen also zu ihr und sprachen: „Liebe Frau Base, was hilft euch doch das Hungern? Wenn ihr so fort arbeitet, so werdet ihr krank. Euer Nicola ist nun schon zehn Jahre alt, der kann mit seinem Affen da sich selbst sein Geld verdienen gehn. Laßt ihn daher mit uns wandern, wir wollen redlich für ihn Sorge tragen.“

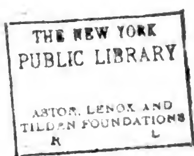
Wie Frau Magdalena solche Worte hörte, erschrak sie zuerst gar sehr bei dem Gedanken, sich von ihrem lieben Sohne zu trennen, und wollte gar nicht darauf eingehen. Nach reiflicherer Ueberlegung aber fühlte sie wohl, daß es so am Besten sei und willigte endlich ein.

Die Stunde der Abreise kam heran. Frau Magdalena küßte ihren Sohn noch recht von Herzen, gab ihm ihren Segen und sprach: „Gott geleite dich, mein liebes Kind! Bleibe gut und fromm! Du wirst trübe Tage auf deiner Reise erleben, dann verzage aber nicht, der liebe Gott wird sie dir zum Guten wenden; denn was er sendet, ist lauter Segen. Wi es dir aber auch gehen mag, denke stets an deine Mutter, die dich auf allen Wegen in Gedanken begleitet!“

Bei dieser Rede konnte Nicola kein Wort vor Traurigkeit sprechen; er faltete die Hände und die Thränen liefen ihm von den Backen herab.



S. ſ. s.
S. ſ. s.
Savoyard
Seegen


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Auch die kleine Schwester wollte den Bruder gar nicht fortlassen. Sie klammerte sich fest an ihn an und bat nur immer: „Ach bleib hier, bleib hier, Nicola!“

Wem aber der Abschied statt Leid nur Freude brachte, das war Pazetto, der Affe; denn Betta hatte ihm zu guter letzt den schönsten Apfel geschenkt und den verzehrte er jetzt mit großem Appetit.

Unterdeß hatten draußen die Vettern schon lange gewartet. „Nicola!“ riefen sie, „vorwärts! vorwärts! Es wird sonst zu heiß zum marschieren!“ — Da fiel der Knabe seiner Mutter noch einmal um den Hals, nahm dann den Affen auf die Schulter, seinen Käfig auf den Rücken und wanderte fort nach der großen Stadt Paris.

Im Anfange kam ihm das Wandern recht sauer an. Die Hitze war groß und die Wege waren lang. Kiesel- und Feldsteine gab's am Wege genug, aber keine Braten und Kuchen, und an den Bäumen hingen auch grade keine Weinflaschen. Allmählig aber ward ihm das Wandern immer leichter, denn an hartes Leben war er auch zu Hause schon gewohnt gewesen; und im Ganzen war's ja auch gar herrlich, so mit den Vögeln und Wolken lustig über Berg und Thal zu ziehen.

Mittags pflegten die drei Savoyarden gewöhnlich unter dem Schatten eines Baumes, oder an einer frischen Quelle Ruhe zu halten, und wenn dann die Mücken summten und die Magen brummten, holten sie ihr Schwarzbrod hervor, oder, wenn's hoch kam, ein Stück Käse, das sie im letzten Dorf bekommen hatten, und schmausten, daß es eine wahre Lust war, und auch das klare Wasser aus dem Bache schmeckte ihnen köstlich, denn das Wandern macht Durst. Der Affe aber und das Murmelthier durften sich nun gar nicht beklagen, die wurden ja obenein wie große Herren getragen und bekamen wahrlich nicht die schlechtesten Bissen. Lieber hätten die armen Jungen gehungert, als daß sie den Thieren, von denen sie sich ernährten, nicht reichlich zu fressen gegeben hätten.

War dann endlich das Mahl in die Speisekammer getragen, das heißt in die fünf Mägen spaziert, so trieben die Knaben gern noch ein wenig Kurzweil. Peppo spielte seine Drehorgel, Pazetto, der Affe, sprang dem Nicola auf den

Kopf und kratzte ihn zum Zeitvertreib, obgleich es ihn oft gar nicht juckte, Checco aber tanzte mit seinem Murmelthierchen um die Wette und sang dazu:

„Murmelthier und Savoyard
Sind ein Pärchen ganz appart,
Tanzen Beide Menuett,
Tanzen Beide wundernett.
Savoyarde läuft,
Murmelthierchen hinkt,
Murmelthierchen pfeift,
Savoyarde singt:
Hopsa, hopsa, Juhaju,
Kommt ihr Leut' und schaut uns zu!“ —

Waren nun grade keine Leute auf der Landstraße, so gab es doch meist Vögel im Baume, und die mögen sich auch wohl am Ende über die lustige Gesellschaft gefreut haben.

Abends aber, wenn die Bauern von den Feldern heimkamen, da kehrten die drei Knaben gewöhnlich in den Dörfern ein. Auch dort sangen sie dann wieder dasselbe Liedchen und nun kamen wirklich die Leute, Alt und Jung und ließen sich etwas vorspielen, vortanzen und vorsingen. Den meisten Spaß machte ihnen der Affe in seinem rothen Jäckchen. Er konnte aber auch die wunderlichsten Gesichter schneiden und war entsetzlich gefräßig. Da gaben sie ihm oft gute Bissen, zuweilen wickelte auch wohl ein lustiger Junge einen Stein in Papier und reichte es ihm hin. Das nahm Pazzetto mit seinen langen schwarzen Fingern behutsam ihm aus der Hand, machte eine sehr wichtige Miene, besah es hin und her, beroch es hin und her und wickelte endlich mit Zähnen und Fingern ganz sorgfältig das Papier auf, als ob etwas sehr Köstliches darin sein müsse. Fand er dann endlich den Stein, so ward er böse und warf ihn ärgerlich dem Jungen, der ihn gefoppt, an den Kopf, daß die Bauern laut auflachten und die Kinder ringsum noch viel mehr. —

2.

Auf solche Weise zogen die drei Savoyarden Monate lang durch's Land. Bald gab es Regen, bald Sonnenschein, bald trafen sie freundliche Gesichter und offne Hände, bald mürrische Leute und verschlossene Thüren und Beutel, oft wurden sie gar noch mit Schimpfworten fortgewiesen. Heute schliefen sie auf der Ofenbank, morgen auf Stroh und übermorgen wohl auf Gottes grüner Erde. Mochte es ihnen zuweilen aber noch so schlimm ergehen, Nicola verzagte nicht, denn er dachte viel an die Abschiedsworte seiner Mutter. Endlich sahen sie an einem schönen Sommerabend die große Stadt Paris in der Ferne mit ihren vielen Thürmen und Palästen und Kirchen vor sich liegen.

Weil es sehr warm und doch noch weit von der Stadt entfernt war, machten sie wieder bei einem Brunnen am Wege Halt und trieben wie gewöhnlich ihre Kurzweil. Wie sie da saßen, kam auf einmal eine prächtige Staatskutsche die Straße daher gefahren, davor vier wilde Rappen, auf dem Bocke ein Kutscher mit einem dreieckigen Hute und hinten darauf zwei Bediente mit goldenen Tressen über und über bedeckt.

Aus dem Fenster der Kutsche sah eine schöne Dame heraus, die hatte ein kleines Mädchen auf dem Schooß, das Mädchen aber spielte mit einer Apfelsine.

Als die Dame die Knaben mit ihren Thierchen bemerkt hatte, befahl sie dem Kutscher zu halten, denn sie wollte dem Kinde gern eine Freude machen und ihm den Affen zeigen. Die wilden Pferde wollten erst gar nicht stehn, so muthig waren sie, und erst nach vielem Peitschen bekam sie der Kutscher zur Ruhe. „Du kleiner Savoyard,“ rief nun die Dame dem Nicola zu, „komm, zeig einmal meiner Tochter dein Aeffchen!“ — Rasch sprang Nicola mit seinem Pazetto auf den Kutschenschlag und zeigte das Thier. Der Affe war heute ganz besonders hungrig. Wie er die Apfelsine sieht, springt er mit einem Satz in den Wagen und der Dame auf den Schooß; die Dame schreit, das Kind schreit, die Bedienten schreien, Nicola schreit, die Pferde aber werden wild, reißen den Wagen hin und her, Nicola stürzt vom Kutschenschlag, seine Vettern wollen die Pferde

halten, die werden aber noch immer wilder und rennen mit dem Wagen, mit der Dame und mit dem Affen davon, daß der Staub nur so zum Himmel aufwirbelt.

Da lag nun der arme Junge mit einem großen Loch im Kopfe an der Erde. Die Vettern huben ihn auf, wuschen ihm die Wunde, verbanden ihn und so zogen alle matt und traurig in die Stadt Paris ein. Die Wunde schmerzte den Knaben nicht wenig, aber der Verlust seines Affen noch viel mehr.

3.

Die erste Zeit ging es dem Nicola recht schlimm unter all den vielen fremden Leuten. Die waren nicht so freundlich wie die Savoyarden daheim zwischen den schönen Bergen. Auch lernte er manche schlechte Menschen kennen, die wollten ihn zum Stehlen verführen, aber Nicola dachte an die Abschiedsworte seiner Mutter, blieb gut und brav und verzagte nicht. Seine Vettern borgten ihm Geld, dafür kaufte er sich Schuhwichse, Bürsten und einen Kasten dazu, putzte fleißig den Herren auf der Straße die Stiefeln und nach einem Monate war er wieder gesund, lustig und guter Dinge.

Nun hatte er gewöhnlich seinen Stand vor einem Kaffeehause auf einem großen freien Gartenplatze. An demselben Orte standen auch viele Buden, worin es allerlei Schönes und Seltsames zu sehen gab. Da waren Kunstreiter, wilde Thiere, Wachsfiguren, Riesen und Zwerge und viel andre seltene Dinge mehr. Das gab da immer einen gewaltigen Lärm! Schon von draußen hörte man den ganzen Tag nichts als Pauken, Trompeten, Brüllen, Schreien und Erklären, Alles durcheinander.

Zwischen allen den Buden stand auch eine, die war bisher immer verschlossen und Niemand darin zu sehen gewesen. — Eines Morgens kam Nicola wieder wie gewöhnlich mit seinem Wichskasten an. Wohl sechs Herren ließen hinter einander sich von ihm die Stiefel reinigen und der Junge putzte ohne aufzusehen, daß die Stiefel wie die Spiegel glänzten. Drauf ruhte er ein wenig aus, sah sich um und seine Blicke fielen auch auf die leere Bude. An dieser wurde

eben eine große Leinwand herausgehängt, worauf lauter Affen gemalt waren. Einige davon ritten auf Pudeln, andere schossen Kanonen ab, einige spielten Karten, andre tranken mit einander Thee und so weiter. Indem wird auch die Thüre der Bude aufgemacht und ein Affenwärter kommt mit einem kleinen Aeffchen in rother Jacke heraus, das befestigt er an einer Kette über der Thüre der Bude, damit es durch seine Sprünge die Leute anlocken solle und geht dann wieder in die Bude hinein.

Da ruft Nicola: „Pazetto! bist du es?" und kaum hat er das gerufen, so springt der Affe vor Freuden so hoch, daß die Kette zerreißt, setzt mit ein paar Sprüngen über die Straße und mit einem Satz seinem kleinen lieben Herrn auf die Schulter. Das war eine Freude für alle Beide! Der Affe konnte gar nicht mit Lecken aufhören, der Junge gar nicht mit Streicheln und Liebkosen.

Aus dem Fenster der Bude hatte indeß der Besitzer der Affen Alles mit angesehen. Mit einer langen Peitsche kam er herausgelaufen und grade auf Nicola los. — „Bube, was thust du mit meinem Affen?" fragte er. — „Er ist mein eigen," sprach der Knabe, „da seht nur, wie er mich lieb hat." — „Das lügst du, Spitzbube," rief der Affenbesitzer und wollte ihm das Thier wegreißen. Dieses aber biß den Mann so in die Finger, daß er ganz zornig darüber ward und die Peitsche erhob, um auf den Affen und den Knaben loszuschlagen. Unterdeß hatte sich ein großer Kreis von Leuten rings umher gebildet, davon fielen einige dem zornigen Manne rasch in den Arm und suchten ihn zu beruhigen. Der rief nun einen Polizeisoldaten herbei und und erzählte ihm, was geschehen sei. Auch dieser glaubte, der Knabe habe den Affen stehlen wollen, faßte ihn am Kragen und wollte ihn ins Gefängniß führen. Aber auch ihn biß der Affe in die Hand und wollte nicht leiden, daß man seinem Herrn etwas zu Leide thue. Darüber gerieth der Soldat in Wuth, zog den Säbel und wollte das Thier todt stechen, doch Nicola hielt beide Arme vor und hätte sich lieber die Hände abhauen lassen, als daß er seinen Pazetto preisgegeben hätte.

Nun entstand auch unter den Leuten rings umher ein großer Lärm. Einige standen dem Affenwärter bei und sprachen: „Wir sahen ja doch, daß der Affe aus der Bude kam," andere dem Nicola, die sagten: „Man sieht ja doch, daß

das Thier dem Knaben gehört, sonst würde es ihn nicht so vertheidigen!" — So zankten sich Alle hin und her, manche drohten den andern sogar mit Schlägen, was denn immer mehr Leute herbeizog, bis endlich die Straße ganz versperrt wurde.

Indem kommt eine prächtige Staatskutsche dahergefahren, mit vier wilden Rappen bespannt. „Platz da! Platz da!" ruft der Kutscher, denn er konnte vor den vielen Leuten gar nicht weiter kommen. Die drängten und stießen sich, um Platz zu machen, so gut es ging, aber die Menge war zu groß, so daß der Wagen endlich halten mußte. „Was ist denn da!" ruft ein vornehmer Herr aus dem Wagen heraus, „ist keine Polizei da?" — Da tritt der Soldat an die Kutsche und berichtet ehrerbietig, was geschehen; denn der vornehme Herr war ein Prinz. — „Laßt mich doch den Savoyarden mit dem Affen sehen," sagte die Prinzessin, die neben ihrem Manne im Wagen saß. Man brachte den Knaben herbei und als sie ihn näher betrachtet, rief sie: „Ei, das ist ja derselbe Knabe, dessen Aeffchen vor einem Monate mir in den Wagen sprang! Lebst du armer Junge denn noch; ich fürchtete schon, mein Wagen hätte dich damals übergefahren." — Nun mußte Nicola rasch Alles erzählen, was sich mit ihm seit der Zeit zugetragen. Aber auch der Affenbesitzer trat hinzu und versicherte, er habe das Thier von einer alten Frau an der Landstraße gekauft. Auch das war die Wahrheit, denn Pazetto war damals in der Angst bald wieder aus dem Wagen gesprungen, die Frau hatte das Thier eingefangen und an den Mann verhandelt. Der Prinz gab diesem daher das Geld, was er dafür forderte, sagte zum Nicola, er solle sich mit seinem Affen hinten auf den Wagen neben den Bedienten stellen und rief: „Vorwärts!" Die Rappen zogen an und bald ging's in vollem Galopp weiter.

Wie Nicola nun so neben dem mit Gold besetzten Bedienten stand und alle Leute auf der Straße zu ihm heraufsahen, kam er sich recht stolz und vornehm vor und wagte doch kein Wort zu sprechen. Da hatte er denn Zeit genug, nachzudenken, was wohl der Prinz mit ihm vorhabe, und was seine Mutter und Betta und die Vettern dazu sagen würden, wenn sie ihn so hinten auf einer solchen Staatskutsche stehen sähen. Dabei besah er sich auch den Bedienten von

oben bis unten, der sich so breit machte, daß der arme Junge kaum noch ein Plätzchen fand, wo er stehen konnte. Es war Alles sehr prächtig an dem Manne, nur seine Stiefel sahen gar nicht recht blank aus. — „Die würde ich schon besser geputzt haben," dachte Nicola und dabei fiel ihm plötzlich ein, daß er seinen Wichskasten vor dem Kaffeehause habe stehen lassen. Das machte ihn recht traurig, denn er konnte sich gar nicht anders denken, als daß der Prinz ihn als Stiefelputzer vielleicht in seine Dienste nehmen wolle.

Endlich fuhr die Kutsche durch eine lange Allee von dunkeln Kastanienbäumen und hielt vor einem großen Schlosse still. Sogleich kamen viele Lakaien aus der Thüre gelaufen und halfen den Herrschaften beim Aussteigen. Auch der Bediente, der hinten auf der Kutsche gestanden, war herabgesprungen, aber Nicola blieb noch immer mit klopfendem Herzen auf seinem Platze und wartete ab, was man ihm befehlen würde.

Die Herrschaften gingen nun in das Schloß und schienen ihn ganz vergessen zu haben. Niemand bekümmerte sich um ihn und so fuhr der Wagen mit ihm in den Stall. Der Kutscher stieg ab, übergab die Peitsche und Leine den Stallknechten und ging fort. Diese schirrten nun die Pferde ab; als sie aber den Savoyarden dort hinten stehen sahen, nahm der eine ihn am Arme und riß ihn unter Schimpfen und Fluchen herunter, und als er sich verantworten wollte, ergriff der andre sogar die Peitsche und jagte ihn zum Hofe hinaus.

So sah sich der arme Junge plötzlich wieder verlassen und allein mit seinem Thierchen auf der fremden großen Landstraße. Die Anstellung als prinzlicher Stiefelputzer war also nur ein schöner Traum gewesen! —

4.

Aber man hatte ihn doch nicht vergessen. —

Noch saß er weinend auf einer Rasenbank in der dunkeln Kastanienallee, als ein Bedienter sehr eilig aus dem Schlosse ihm nachgelaufen kam und ihm sagte, er solle sogleich mit ihm in's Schloß zurückkehren. Der Diener führte ihn in den Garten, wo die Herrschaften in einer schattigen Laube sich eben an den

Theetisch gesetzt hatten. Da mußte er erst seinen Affen vor der kleinen Prinzessin tanzen lassen und dann seine ganze Lebensgeschichte noch einmal recht ausführlich erzählen. Daraus ersahen der Prinz und seine Gemahlin, daß er ein guter, braver Junge sei und seine Mutter eine fromme, arbeitsame Frau, und so beschlossen sie, ihm alles Liebe und Gute zu erweisen.

Sie gaben ihn daher zum Förster in's Haus, schickten ihn in die Schule, schenkten ihm saubre Kleider und ließen es an nichts fehlen, um einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen. Dafür gab sich aber auch der Knabe viele Mühe, lernte in kurzer Zeit Lesen und Schreiben, so daß er schon in einem halben Jahre seiner Mutter einen Brief schicken konnte, worin er ihr sein Glück beschrieb; auch betrieb er alles das, was ein Förster erlernen muß, mit großem Eifer, so daß er bald als Jägerbursche in den Dienst des Prinzen eintrat.

Nach vier Jahren aber wurde er einmal recht krank. Er aß fast nichts, er trank fast nichts und dachte nur immer an seine gute Mutter, an Schwester Betta und an die schönen Berge daheim, auf denen die Gemsen lustig umherkletterten. Die Krankheit, die ihn so elend machte, war das Heimweh.

Da sprach eines Tages der Prinz zu ihm: „Nicola, mach' dich reisefertig, du sollst mich auf eines meiner Schlösser begleiten, das weit von hier entfernt liegt. Da wirst du wohl wieder gesund werden."

So reisten sie denn über hundert Meilen bis an die Gränze von Savoyen und als Nicola schon von ferne seine lieben, hohen Berge erblickte, wurde ihm viel wohler und freudiger zu Muthe.

Endlich langten sie am Ziele ihrer Reise an und hielten vor dem Schlosse still. Weil die großen Thorflügel des Hofes verschlossen waren, sprach der Prinz: „Springe vom Wagen, Nicola, und sage der Pförtnerin, daß sie öffnet." — Der Jägerbursche that, wie ihm befohlen, klopfte an's Fenster des Pförtnerhäuschens und rief eilig hinein: „Oeffnet rasch das Thor, der Prinz ist da!" — Sogleich kam eine Frau heraus, die trug eine Haube, wie die Frauen in Savoyen sie zu tragen pflegen. Wie diese eben das Thor geöffnet und Nicola sie näher anschaute, siehe da war es seine liebe Mutter. Da fielen sich die Beiden um den Hals, herzten und küßten sich, und wie nun auch gar noch Schwester Betta aus

dem Garten daher gesprungen kam, waren alle drei so glücklich, daß sie den Prinzen in seinem Wagen ganz vergaßen.

Der aber nahm es nicht übel, sondern freute sich mit ihnen; denn er hatte heimlich dem Burschen solches Glück bereitet und Frau Magdalena mit ihrer Tochter auf das Gut hinkommen lassen. Von dieser Stunde an war Nicola wieder frisch und gesund.

Später, als der Förster gestorben, ward Nicola an dessen Stelle auf dem Gute vom Prinzen angestellt, seine Mutter blieb als Pförtnerin und seine Schwester als Wirthschafterin ebenfalls dort.

5.

Es waren grade sieben Jahre verflossen, seitdem der Förster Nicola aus seiner Heimath nach Paris ausgewandert, als er an einem schönen Herbstabende eben von der Jagd zurückgekehrt war und nun fröhlich mit seiner Mutter und Schwester in der Weinlaube des Forsthauses saß. Das Haus lag kühl und schattig unter hohen Tannenbäumen im Walde, nicht weit von der Landstraße, die beim Schlosse vorbei nach Savoyen führte. Auch der Affe, jetzt der Prinzessin zugehörig, kauerte auf seiner Schulter und aß mit großem Appetite die Nüsse, die Betta ihm aufknackte. Das lustige Thier, das früher seinen Herrn treulich ernährt, war jetzt schon alt und schwach geworden und daher wieder bei dem Förster in die Kost gegeben. Während die drei guten Leute nun so heiter und traulich zusammen plauderten und alles dessen gedachten, was sie seit sieben Jahren in Freud und Leid erlebt hatten, klangen plötzlich fern von der Landstraße die Töne einer Drehorgel herüber. Nikola horchte auf und auch Pazetto wurde unruhig. Die Töne kamen immer näher, bald vernahm man auch noch einen Gesang von zwei Männerstimmen, und endlich waren ganz deutlich die Worte des Liedes zu verstehen. Sie sangen:

„Murmelthier und Savoyard
Sind ein Pärchen ganz appart,
Tanzen beide Menuett',
Tanzen beide wundernett."

„Das ist Peppo und Checco,“ rief Nicola, sprang jubelnd von der Bank auf, setzte sein Jägerhorn an den Mund und blies, als die Beiden geendet, dieselbe Weise laut in die Luft hinaus, daß es aus dem stillen Walde gar lieblich widerhallte. Und wie Nicola gesagt, so war es auch. Seine beiden Vettern, die sich in Paris manchen Thaler verdient, wanderten jetzt nach ihrer Heimath zurück und hatten zufällig diese Straße gewählt. Nicola lief ihnen entgegen und es gab ein recht frohes, fröhliches Wiedersehen. Auch Frau Magdalena und Betta hießen die beiden braven Landsleute auf's Herzlichste willkommen. D'rauf ward das Beste, was in Speisekammer und Keller zu finden war, aufgetragen, und bei einem Glase Wein gab es bald so manches zu erzählen, zu singen und zu lachen. Als endlich Peppo zuletzt noch seine Drehorgel spielte, wurde auch Pazetto wieder ganz lustig, nahm den ersten den besten Zweig von der Erde auf, legte ihn über die Schultern und tanzte damit nach gewohnter Art, so gut es bei seinem hohen Alter gehen wollte. So saßen sie alle bis spät in die Nacht hinein beisammen und waren fröhlich und guter Dinge.

Am andern Morgen, als die Vettern wieder weiter ziehen wollten, sagte Checco zur Frau Magdalene: „Nun seht einmal, Frau Base, was das für ein guter Rath war, als wir euch vor sieben Jahren riethen: euren Sohn Nicola mit uns nach Paris wandern zu lassen. Damals hieltet ihr's für ein großes Unglück und doch ward euer aller Glück dadurch begründet.“ — „Ei ja wohl,“ sprach die Frau, „ihr habt schon recht und nächst dem lieben Gott, der Alles so wunderbarlich gefügt, dank' ich auch euch noch immer von ganzem Herzen dafür.“ —

D'rauf nahmen die Vettern Abschied und wünschten dem Nicola und den Seinen auch ferner allen Segen des Himmels, den sie nur irgend verdienten, und der ward ihnen ihr Leben lang in vollem Maaße zu Theil.


Tt. Tt.
Tanz

T t T t T t

Tanz.

In dem Wald steht ein Haus, schaut der Han=sel her=aus,
ge=hen Kin=der vor=bei, sind lu=stig al=le drei. Juch=
hei, juch=hei, juch=hei! — Sind lu=stig al=le drei.

In dem Wald steht ein Haus,
Schaut der Hansel heraus,
Gehen Kinder vorbei,
Sind lustig alle drei.
    Juchhei! Juchhei!
Sind lustig alle drei!

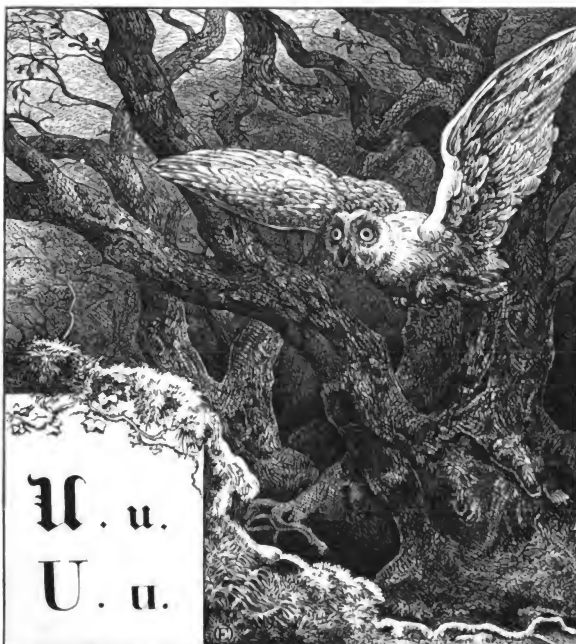
Und da ruft nun der Hans:
„Ihr Kinder, zum Tanz!
Zwar bin ich nicht jung,
Aber lustig genung.
    Juchhei! Juchhei!
Aber lustig genung!“

Und da kommt er heraus,
Und da tanzen sie drauß',
Tanzen hin, tanzen her,
Die Kreuz und die Quer.
Juchhei! Juchhei!
Die Kreuz und die Quer!

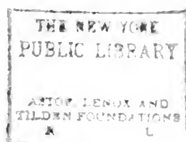
Und wer spielt dazu auf?
Ei schau' nur hinauf!
Sitzen Vögel im Strauch
Und Eichkätzchen auch.
Juchhei! Juchhei!
Und Eichkätzchen auch.

Die pfeifen und klappern,
Die klimpern und plappern,
Und die Bienen, die summen,
Und die Fliegen, die brummen.
Juchhei! Juchhei!
Und die Fliegen, die brummen.

Und der Hansel muß singen,
Und die Kinder, die springen,
Und die Röcke, die fliegen,
S'ist ein wahres Vergnügen!
Juchhei! Juchhei!
S'ist ein wahres Vergnügen!



Uhu . Urwald.



U u U u U u

U h u.

Zwei Kinder eines armen Köhlers, Brüderchen und Schwesterchen, gingen eines Morgens mit ihrem Körbchen am Arm in den Wald, um Erdbeeren zu suchen. Die beiden Kinder hatten sich recht innig lieb und konnten eines ohne das andere gar nicht leben. Daher kam es denn, daß man sie nur beisammen sah, und wo sie einander was zu Liebe thun konnten, da waren sie von Herzen froh.

Als sie nun so in dem engen Waldthale ihre Beeren suchten, lief ihnen plötzlich ein Eichkätzchen über den Weg. „Ach Eichkätzchen, wär'st du doch mein!" rief das Schwesterchen. — Kaum hatte sie das ausgesprochen, da lief auch schon das Brüderchen nach, um es für's Schwesterchen zu fangen. Das Eichkätzchen aber sprang von Strauch zu Strauch immer weiter in den Wald hinein und endlich kletterte es an einem hohen Tannenbaume in die Höhe. Das Brüderchen dachte: „Da komm' ich dir auch wohl nach!" als es aber bis auf den ersten Ast sich ihm nachgeschwungen, husch! sprang das flinke Thierchen ihm vorbei auf einen Eichbaum, der nicht gar weit davon stand.

Da saß nun der Knabe auf seinem Aste und besann sich, was er dabei thun sollte, als es plötzlich unter ihm im Busch raschelte und ein altes altes Mütterchen daraus hervortrat. Die Alte sah recht garstig und widerwärtig aus, denn sie hatte grüne rollende Augen, eine spitze lange Nase, die ihr wie ein Schnabel

über das Kinn hing und auf dem Kopfe trug sie eine Art Kapuze von Federn, die zog sich ihr tief in's Gesicht und bis über die Ohren herab.

„Ei du fein's Knäblein," rief sie zum Brüderchen herauf, „wie kannst du so wacker laufen und klettern! willst du mir wohl einen Dienst erweisen?" Dem Brüderchen grauste es recht vor der Alten, er blieb daher auf seinem Aste und fragte, was sie begehre? — „Bring, mir das Vogelnest dort neben dir, mit den hübschen Eiern darin!" sprach die Alte. Der Knabe, wie er sah, daß die Vögel, denen die Eier gehörten, voller Sorge und Angst um den Baum flatterten, wollte solches nicht thun, aber die Alte ward gar zornig, rollte ihre Katzenaugen, daß sie hell funkelten, und sprach: „Bringst du mir nicht das Nest, so bind' ich dich am Baume fest!" und dabei zog sie einen langen Strick mit einer Schlinge hervor. So blieb ihm denn nichts übrig, als der Alten ihren Willen zu thun und ihr das Nestchen zu bringen.

Kaum aber hatte er es ihr herabgebracht, da griff sie mit der langen knöchernen Hand, die wie eine Vogelkralle aussah, gierig nach den Eiern, steckte sie in den Mund und sog sie aus. Fast zu gleicher Zeit warf sie mit der andern Hand dem Kinde die Schlinge um den Leib und sprach: „Nun hab' ich dich in meinem Dienst, du schmuckes Büblein! und wenn du dich beim Nestersuchen wacker hälst, sollst du's gut bei mir haben." Mit diesen Worten zog sie das Brüderchen wie ein Hündchen mit sich fort, es mochte bitten, weinen und sich sträuben, wie es nur immer wollte.

Unterdessen war das arme Schwesterchen in Sorge und Trauer um sein liebes Brüderchen fast gestorben und hatte so geweint, daß es kein Thränlein mehr finden konnte, und so viel nach ihm gerufen, daß es nur gerade noch so viel sprechen konnte, um den lieben Gott recht inbrünstig zu bitten, er möge ihm doch den Bruder wieder schenken. D'rauf kam es doch wieder zu Kräften und dachte: „nun gehe ich nicht eher heim, als bis ich mein Brüderchen gefunden." Damit stand es denn auf und ging in den Wald hinein.

Was ihm anf seinem Wege nur irgend von lebenden Wesen begegnete, die fragte es aus und sprach: „Habt ihr nicht mein armes Brüderchen ge-

seh'n? „Aber die Singvöglein sangen, die Rehe sprangen, die Schmetterlinge flatterten, die Elstern schnatterten und wollte ihm doch keines Rede steh'n. So ging's eine Weile fort. Da huschten endlich zwei grüne Eidechschen über den Weg, zierlich und manierlich, mit blanken Äugelchen und schlanken Schwänzchen, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach das Mädchen: „Ihr Thierchen, wenn ihr Geschwisterchen seid, so habt Erbarmen mit mir und helft mir zu meinem Brüderchen." Als die Eidechsen das hörten, schauten sie sich freundlich um, nickten mit den Köpfchen, wedelten mit den Schwänzchen und huschten eilig unter eine große Baumwurzel. „Sollte mein Brüderchen da drunter sein?" sprach das Mädchen und schaute unter die Baumwurzel. Doch da lag nicht das Brüderchen, wohl aber ein kleiner kupferner Schlüssel, so grün angelaufen, wie die Eidechsen aussahen. Den nahm das Schwesterchen, legte ihn in ihren Korb und dachte: „Wer weiß wozu der gut ist."

Als es Mittag geworden, fings an das Kind recht sehr zu hungern und zu dursten. Es konnte auch vor Müdigkeit kaum weiter gehen, setzte sich in's Moos und schaute weinend in den blauen Himmel hinauf. Da sah es zwei Täubchen fliegen, die schnäbelten sich im Fluge gar zärtlich, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach das Kind wieder: „Ihr Thierchen da oben, wenn ihr Geschwisterchen seid, so helft mir zu meinem Brüderchen!" — Als die Täubchen das hörten, kamen sie rasch aus der Luft herunter und flogen in einen hohlen Baumstamm. Auch da schaute das Mädchen hinein, aber das Brüderchen war nicht d'rin; wohl aber ein Krüglein mit Wein und ein Semmelbrod. Die nahm das Schwesterchen heraus, trank davon ein Schlückchen, aß davon ein Stückchen und legte dann beides in seinen Korb. „Wer weiß," dachte es, „wozu das gut ist."

Da fühlte es sich wieder gestärkt und ging weiter. Als aber die Dämmerung heraufkam, sah es zwei Leuchtkäferchen üben den Weg fliegen, dicht nebeneinander, die mochten sich wohl auch recht lieb haben. Da sprach wieder das Kind: „Ihr Thierchen, wenn ihr Geschwisterchen seid, so helft mir zu meinem Brüderchen." Als die Leuchtkäferchen das hörten, flogen sie noch einmal so rasch

und grade in das Loch einer Felswand. Aber auch da war kein Brüderchen d'rin, wohl aber ein Laternchen, das gab einen hellen Schein vor sich her. Das Schwesterchen nahm es heraus und dachte: „Wer weiß wozu das gut ist.“ Und als es weiter ging, leuchtete das Laternchen gar hell auf den Weg und obenein flogen die Leuchtkäferchen immer vor ihm her, als wollten sie ihm den Weg zeigen.

Nun aber wurde der Wald immer dichter und dichter und der Himmel immer dunkler und dunkler. Uralte himmelhohe Eichenstämme ohne Laub und nur mit langem Moose bedeckt, streckten ihre Aeste durch einander und über den Weg und in die graue Luft hinein. Das war recht grausig anzusehen, denn zuweilen erschienen sie wie Riesen, die ihre Füße und Arme durcheinander schlangen, um in der stillen Nacht einen Tanz zu machen. Bei alle dem aber hatte das Schwesterchen keine Zeit sich zu fürchten, denn es dachte ja immer nur an sein liebes Brüderchen.

Nun war es in dem Walde auch ganz stille geworden, kein Singvöglein sang, kein Rehlein sprang, keine Elster schnatterte, kein Schmetterling flatterte; die schliefen alle längst in ihren Nesterchen. Auch der Abendwind hatte sich zur Ruhe gelegt, und der Mond stieg ganz leise zwischen den Wolken über den Wald empor. Nun wurde es noch viel, viel stiller als vorher, so still wie es im Grabe sein mag, wenn man todt ist. Und in der weiten Runde hörte das Schwesterchen nichts als seine eignen Tritte.

Da erscholl plötzlich von weitem ein recht schauerlicher Ton, der rief immer: „Schuhu! Schuhu!“ und alsdann ward es wieder still. — Nach einem Weilchen rief es wieder: „Schuhu! Schuhu!“ und zugleich kamen ein paar helle Lichter dicht neben einander von weitem durch die Luft geflogen. D'rauf wurde es wieder eine Weile still. — Aber mit einem Male rief es dicht über dem Schwesterchen ganz dumpf und heiser: „Schuhu! Schuhu!“ und ein großer Uhu mit funkelnden Augen flog im Kreise ihm über den Kopf. Das war ein erschrecklich garstiges Thier. Sein Schnabel hing ihm wie eine lange spitze Nase herab, aber auf dem Kopfe und an den Ohren sträubten sich rauhe Federn in die Höhe.

Als das Schwesterchen das grausige Thier erblickte, wie das ihm immer tie-

fer und näher über den Kopf flog und seine beiden Augen immer heller funkelten, da überfiel es endlich doch eine große Angst und vor Schreck ließ es sein Laternchen zur Erde fallen. Das aber ging nicht aus, sondern das Licht darin flackerte hell auf, daß es einen hellen Schein gab. Davon ward der Uhu so verblendet, daß er ängstlich hin und her flatterte und endlich im Dunkel verschwand.

Nun aber kam dem Kinde wieder sein Brüderchen in den Sinn und bei dem Gedanken war alle Furcht verschwunden. Rasch hob es sein Laternchen auf und leuchtete damit um sich her. Da sah es, daß es vor einem alten Gemäuer stand, das war mit einer eisernen Thüre verschlossen. „Lieb Brüderchen bist du darin?" rief das Mädchen. Als aber nichts antwortete, suchte es dennoch, ob es kein Schloß fände. Es erblickte auch zwei kleine helle Pünktchen an der Thüre, das waren die Leuchtkäfer, und wo die saßen, war auch ein ganz kleines Schlüsselloch, grade nur so groß, daß das Schlüsselchen, was ihm die Eidechsen gegeben, hineinpaßte.

Als das Schwesterchen aufgeschlossen, sah es vor sich einen langen dunkeln Gang. „Brüderchen," rief es, „lieb Brüderchen, bist du darin?" Aber es antwortete Niemand. Da faßte es sich ein Herz und ging mit seinem Laternchen immer fort, weit, weit hinein, und als es endlich um eine Mauerecke bog, siehe da lag sein Brüderchen auf altem Stroh und schlief gar fest. Da küßte es dasselbe auf den Mund recht herzlich und rief: „Ach du mein liebes, liebes Brüderchen!" Denn mehr konnte es vor Freud und Leid nicht sprechen. Da erwachte das Brüderchen und fiel seinem Schwesterchen um den Hals und beide weinten vor lauter Lust, daß sie sich wieder sahen.

Nun gingen sie beide den langen Gang zurück, bis sie wieder in's Freie kamen. Dort ging ein kühler Wind und beide Kinder waren so matt vor Hunger und Durst, daß sie kaum weiter gehen konnten. Sie holten also Reisig, steckten es mit dem Lichtchen aus der Laterne an und erwärmten daran ihre Glieder. Das Schwesterchen aber holte den Wein und das Brod aus dem Körbchen, und als sie beide davon gegessen und getrunken, fühlten sie sich so wunderbar gestärkt, daß sie beschlossen, sich gleich wieder auf den Weg zu machen und den schauerli-

chen Wald zu verlassen, um so bald als möglich zu ihren lieben Eltern heimzukommen.

Eben schickten sie sich auch dazu an und schon hatte das Schwesterchen sein Laternchen in die Hand genommen, da klang es wieder von weitem: Schuhu! Schuhu! D'rauf kam der Ton immer näher und näher und es dauerte nicht lange, so flog der gräuliche Uhu wieder über ihren Köpfen, aber diesmal schoß er auf's Brüderchen los, als wollte er ihm gerade in die Augen fahren. Da hielt das Schwesterchen ihm rasch die Laterne vor die Augen. Davon ward der Uhu so geblendet, daß er erst zurückprallte, darauf hin und her flatterte, endlich ganz matt und taumelnd in das Reisigfeuer fiel und zuletzt vor ihren Augen darin elendiglich verbrannte.

Da rief das Brüderchen: „Gottlob! die böse Waldhexe ist nun todt! Nachts war sie ein Uhu und Tags ein altes Weib. Die hat mich mit sich hierher geschleppt, damit ich ihr bei Tage Vogeleier suchen sollte. In der Dämmerung aber sperrte sie mich in den Keller und als ich durch eine Mauerritze nach ihr hinschaute, sah ich, wie sie sich auf einen alten Baumast setzte und einschlief. Nach einer Weile fing sie an zusammen zu schrumpfen und ward immer kleiner und kleiner, aber ihre Nase wurde immer spitzer, ihre Augen immer funkelnder und ihre Federhaube immer struppiger und endlich ward sie in einen Uhu verwandelt. Ich aber war so müde und matt, daß mir endlich die Augen zufielen und ich in einen tiefen Schlaf sank, bis du mich endlich wecken kamst, du mein herzliebes Schwesterchen du!“

Als das Brüderchen das gesprochen, machten sich die Kinder auf, und freuten sich, als sie sahen, daß die Leuchtkäferchen ihnen wieder den Weg wiesen.

So gelangten sie glücklich zum Walde heraus und zu ihren lieben Eltern heim, die den lieben Gott recht von Herzen dankten, als sie ihre Kinderchen gesund und munter wiedersahen.

B v V v V v

Vogelsteller.

Weit, weit von hier liegt ein großer grüner Wald, viel schöner als andre Wälder, der hatte in früherer Zeit die wunderbare Eigenschaft, daß alle Vögel, die sich darin aufhielten, nicht bloß auf's Allerschönste singen, sondern auch wie Menschen sprechen konnten; kamen sie aber aus dem Walde heraus, so konnten sie wie andre Vögel nur ganz gewöhnlich singen und zischen. Nur allein die Elster, die konnte überall sprechen.

Mitten in diesem Walde befand sich ein freier lichter Platz, auf dem eine uralte gewaltige Eiche stand; darauf kamen alle Abende die jungen Vögel aus dem ganzen Umkreise zusammen, sangen und sprangen von Zweig zu Zweigen, spielten und jagten einander und erzählten sich Alles, was ihnen am Tage passirt war. Eines Abends waren sie dort auch wieder beisammen und sangen lustig und guter Dinge ihr gewöhnliches Liedchen:

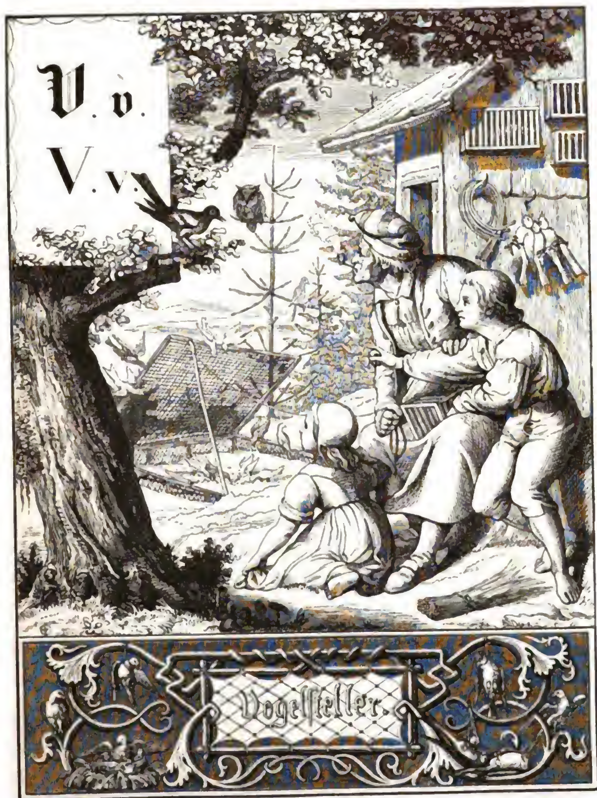
„Scheint Sonne durch die Aeste,
Fliegt Vöglein aus dem Neste,
Dreht hin und her sein Köpflein,
Wetzt hin und her sein Schnäblein,
Und singt in den grünen Wald hinein:
Heissa juchhei!
Wie ist doch das Vöglein so frei!"

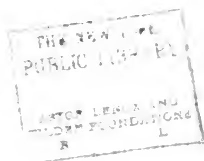
Während sie das sangen, kam plötzlich die Elster hergeflogen, setzte sich in die oberste Spitze des Baumes und rief:

„Vöglein im ganzen Wald,
Groß und klein, jung und alt,
Lerche und Zeischen,
Rothkehlchen, Meischen,
Fink und Stieglitzchen,
Staar und Kibitzchen,
Kuckuk und Nachtigal!
Kommt her allzumal,
Schweiget fein, plaudert nicht,
Hört, was die weise Tante Elster spricht.“

Als sie das gesprochen, rief ein alter Specht, der am Stamme des Baumes hackte: „Traut der geschwätzigen Elster nicht!“ Die Vögel aber wurden ganz stille, knabberten noch leise ihre Knospen und Blätterchen herunter, die sie grade im Schnabel hatten, und hörten andächtig zu. Die Elster sprach: „Nun hört, was ich gesehen! Als ich nach der Seite des Waldes flog, wo die Menschen dahinter wohnen, da schaute ich unsern Feind, den Uhu, bei einer alten Hütte auf einem Baume festgebunden, so daß er sich nicht rücken, noch rühren konnte und dicht daneben auf dem Boden war das herrlichste Futter gestreut. Morgen ganz in der Frühe laßt uns Alle dorthin fliegen, den garstigen Uhu mit unsern Schnäbeln tüchtig zerbeißen und dann von den ausgestreuten Körnern schmausen. Ihr könnt versichert sein, es ist kein Mensch in der Hütte. Heissa juchhei, wie ist doch das Vöglein so frei!“

Als sie ausgesprochen, rief der Specht wieder: „Traut der geschwätzigen Elster nicht!“ Deshalb verboten die alten Vögel ihren Jungen, morgen mit der Elster dorthin zu fliegen, die aber hörten nicht darauf, und als sie zusammen nach Hause zogen, sagten sie einander in's Ohr: „Wir fliegen morgen doch mit ihr!“ Darauf legten sich alle in ihren Nesterchen zu Bette.


V. v.
V. v.
Vogelsteller.


PUBLIC
FOUNDATIONS
R L

2.

Am andern Morgen saß der alte lustige Vogelsteller Peter mit seinen beiden Kindern Hans und Grete hinter seiner Hütte. Auf einem dürren Baume hatte er eine garstige Eule angebunden und daneben alle Zweige mit Leim bestrichen; unter das Netz hatte er schönes Futter gestreut und hielt nun den Faden des Netzes voller Erwartung in der Hand, um es sogleich zuziehen zu können, wenn sich ein Vogel hineinsetzen würde; damit er aber keine lange Weile hätte, hatte er sich sein kurzes Pfeifchen angesteckt und rauchte in die blaue Luft hinein. Da rauschte es mit einem Male durch die Luft. Voran kam die Elster geflogen und hinter ihr viele, viele Vögel; davon fuhren die stärkern gleich gegen die Eule los und setzten sich, um sie desto sicherer beißen zu können, auf die mit Leim bestrichenen Aeste, die kleineren aber fielen über das Futter her und pickten mit rechtem Appetit darin herum, aber ehe sie sichs versahen, zog der Vogelsteller das Netz zu und die kleinen naschhaften Dinger waren gefangen, und als die andern vor Schreck von dem dürren Baume auffliegen wollten, waren sie an dem Leim festgeklebt und konnten nicht von der Stelle. Doch die böse Elster saß auf einem andern Baume, lachte alle aus und rief recht boshaft immerfort:

„Ihr Näscherchen, warum schmaust ihr nicht?
Ihr Häscherchen, warum zaust ihr nicht?
Wärt ihr nicht ungehorsam und dumm,
Flögt ihr jetzt frei in der Luft herum!“

Und nun kam der Vogelsteller, nahm die armen gefangenen Vögel und tödtete die, welche nicht singen konnten; die andern aber, die etwas rechts gelernt und hübsch zu singen und zu pfeifen wußten, sperrte er in enge Vogelbauer und gab diese seinen Kindern, die sollten sie in's Haus tragen, um sie morgen zum Verkaufe nach der Stadt zu bringen.

3.

In der Kammer, wo Hans und Grete schliefen, waren auch die Bauer mit den gefangenen Vögeln hingestellt. Aber weder den Kindern, noch den Vögeln war es möglich, diese Nacht zu schlafen. Die armen Thierchen waren nicht mehr in ihrem schönen Walde und konnten daher nicht mehr sprechen, sondern nur pfeipfen und zirpen, doch auch das wagten sie vor Angst kaum, saßen traurig auf ihren Sproßen und dachten heim an ihre lieben Eltern, gegen die sie so ungehorsam gewesen. Hans und Grete schliefen dagegen vor Freude nicht, denn eine solche Menge Vögel hatten sie noch nie nach der Stadt gebracht und nun dachten sie schon an das viele Geld, was sie ihrem Vater dafür zurückbringen würden. Ganz früh, noch vor Aufgang der Sonne, standen sie daher auf, luden die Vogelbauer mit den Vögeln auf die Schubkarre, Grete spannte sich vor, Hans schob die Karre vor sich her und fort ging's durch den Wald nach der Stadt.

Kaum waren sie in den Wald eingetreten, als plötzlich alle Vögelchen ihre Sprache wieder bekamen und in lautes Klagen und Jammern ausbrachen. Erst wußten die Kinder vor Schreck nicht, was ihnen geschah; sie ließen die Karre stehen und wollten fortlaufen; da aber die Vögel mit so hübschen feinen Stimmchen sie baten, dazubleiben, so faßten sie wieder Muth und setzten sich auf einen Stein neben der Karre hin, um anzuhören, was die Thiere sprachen. Die schrieen und weinten nun gar jämmerlich durcheinander, auch kamen dazu noch alle die alten Vögel ringsumher herbeigeflogen, setzten sich auf Bäume, Büsche und Blumen und jammerten so kläglich um ihre gefangenen Kinder, daß es der kleinen Grete recht zu Herzen ging und auch sie zu weinen anfing. Da rief Hans: „Grete, wenn du auch noch lamentirst, da werd' ich ja vor lauter Spectakel taub! Ihr kleinen dummen Dinger aber schweigt endlich einmal still und laßt hübsch Einen unter euch sprechen, damit man weiß, was ihr wünscht. Wer von euch will sprechen?"

Ein kleiner eitler Stieglitz drängte sich zuerst hervor, der rief: „Ich will's, Ich will's." — Aber der Kibitz schob ihn fort und sagte: „I bitt's, i bitt's"

(denn der sprach so etwas schwäbisch). Darüber ward der Kuckuk ärgerlich, er sah ihn über die Achsel an und schrie: „Kuck, kuck, was der will! Kuck, kuck, was der will!“ Der Zeisig meinte: „I di wissen nicht, wie's ist, i di wissen nicht, wie's ist!“ Aber die Lachtaube lachte sie alle aus und die Nachtigall weinte und klagte immerfort recht erbärmlich dazwischen.

„Dummes Geschrei!“ rief Hans, indem er die Karre wieder in die Höhe nahm. „Grete, komm, laß uns weiter geh'n!“ Da riefen alle Vögel noch einmal: „Bitt', Bitt', Bitt', bleib hier! Bitt', Bitt', Bitt', bleib hier!“ und schwiegen dann ganz still, bis endlich unter den gefangenen Vögeln ein gelehrter Dompfaffe das Wort nahm und den Kindern alles erzählte, wie es sich zugetragen. Zuletzt bat er sie recht innig, sie doch fliegen zu lassen, denn es gäbe kein größeres Elend, als gefangen zu sein.

Jetzt wurde auch dem Hans recht mitleidig um's Herz, aber was war da zu thun? Ließen sie die Vögel fliegen, so bekämen sie kein Geld dafür, und weder der Vater, noch sie hätten etwas zu essen? So überlegten sie hin und her, bis endlich Hans sagte, er wolle den Vater herholen. Denn wie die Vögel versicherten, könnten sie ja nur hier im Walde sprechen. Das that er denn auch und Grete blieb indeß bei den Vögeln.

4.

Hans traf seinen Vater grade beim Holzhauen. Der alte Peter lachte erst seinen Sohn aus, als der ihm die wunderbare Geschichte von den sprechenden Vögeln erzählte. Da aber Hans es ihm fest versicherte, ging er endlich mit, bis er hinkam, wo die Karre im Walde stand. Jetzt hub wieder der alte Spectakel an. „Haltet eure Schnäbel!“ rief Peter mit donnernder Stimme und stieß aus seiner Pfeife einen gewaltigen Qualm aus. Wie das die Vögel hörten und sahen, wurden sie ungemein erschrocken, denn sie dachten an das Gewehr des Jägers, das auch so donnert und raucht, und alle schwiegen mäuschenstill. Nur der alte Specht hatte noch Courage, flatterte dicht vor Peter hin und hielt an ihn eine lange Rede. Darin sagte er, wie

es doch eine große Grausamkeit der Menschen wäre, die unschuldigen lustigen Vögel einzusperren, so daß sie dann endlich vor Gram in ihren Käfigen stürben, während daheim im Walde auch ihre Eltern sich zu Tode grämten.

Als Peter das und viele andre sehr vernünftige Reden vom Specht angehört, dachte er daran, wie es ihm zu Muthe sein würde, wenn sein lieber Hans und seine lustige Grete ihm entrissen und eingesperrt würden. Erst brummte er etwas vor sich hin, endlich sprach er: „Schon gut, schon gut, ihr habt ganz recht, aber soll ich denn verhungern? Ich bin nun einmal Vogelsteller, und habe in der Welt nichts weiter gelernt. Allenfalls kann ich noch Holz hacken, das ist aber auch Alles!" —

„Ei!" rief der Specht, „wenn das ist, da kann uns Beiden geholfen werden. Schau, hier im Walde steht ein alter dürrer Baum, der ist inwendig hohl und darin liegt ein Schatz, den die alte diebische Elster sich zusammengestohlen hat. Nun hacken wir Spechte schon seit langer Zeit, wenn sie nicht da ist, an dem Baume, können ihn aber nicht umhauen. Willst du unsre gefangnen Kinder fliegen lassen, so zeigen wir dir den Baum, du hau'st ihn um und wir theilen den Schatz!" —

„Gut," sagte Peter, „so soll's sein!"

D'rauf zeigte der Specht ihm den alten Stamm ganz in der Nähe, woran eben wieder viele Spechte hackten. Da rief Peter: „Fort, ihr gelbschnäbligen Holzhacker!" und hieb mit dem Beile, das er grade noch in der Hand hielt, so kräftig in den Stamm, daß derselbe nach elf Hieben zu wanken begann; nach dem zwölften Hiebe aber lag der große Baum am Boden.

Sogleich erhoben sich alle Vögel über dem Stumpf in die Luft, um zu sehen, was d'rin wäre, und siehe da! da lag rechts ein großer Haufe Futter, und links ein großer Haufe blanker Thaler. Alles jubelte vor Lust, aber der Specht rief: „Das Futter für uns, die Thaler für dich, und nun befreist du unsre gefangnen Kinderchen sicherlich." —

Eben wollten Hans und Grete die Käfige öffnen, siehe, da kam wie der Wind die böse Elster angeflogen. Wüthend setzte sie sich auf das gestohlene Geld und schrie:

„Mein Korn! mein Geld! mein Baum! mein Haus!
Wer's anrührt, dem hack' ich die Augen aus!“

Aber der Specht rief dagegen:

„Glaubt nicht, glaubt nicht,
Was die Elster spricht!
Weiß zu schwätzen,
Weiß zu hetzen,
Weiß Leut' zu belügen,
Kann Vögel betrügen,
Stiehlt Futter und Geld,
Taugt nichts auf der Welt!“ —

„Taugt nichts auf der Welt!“ schrieen alle übrigen Vögel und damit fielen sie über die Elster her und bissen sie todt.

Die beiden Kinder öffneten darauf freudig die Vogelbauer und alle gefangenen Vögel flogen heraus, schnäbelten sich mit ihren Eltern und Geschwistern, dankten Peter und den Kindern und ließen es sich zuletzt wohl sein beim Futter der Elster. Peter aber lud die Thaler auf die Karre, Grete spannte sich vor, Hans schob vorwärts und fort ging's nach Hause.

D'rauf wurde Peter Holzhauer und ließ von dem Gelde seine Kinder in die Schule gehen, damit sie etwas rechts lernten und nicht brauchten vom Vogelstellen sich zu ernähren. Niemals hat weder er, noch die Kinder einen Vogel mehr gefangen, dafür sangen aber auch, wenn die drei durch den Wald nach der Stadt gingen, die dankbaren Vögel ihnen die allerschönsten Lieder vor und erzählten ihnen die wunderbarsten Geschichten, die noch viel wunderbarer waren als diese.

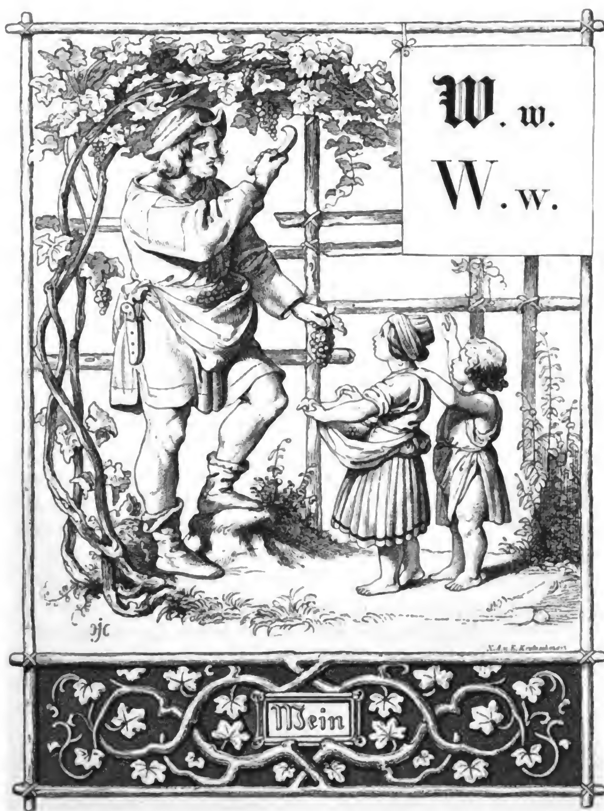
W w W w W w

W e i n.

Es waren einmal zwei Kinder, die hießen Kordelchen und Michelchen. Kordelchen war ein ganz klein bissel dumm, und Michelchen war grade nicht übertrieben gescheidt.

Eines Tages sahen die Kinder, daß ihre Mutter Wein trank. Da fragte Kordelchen: „Mutter, von welcher Kuh hast du den Wein gemelkt?“ — „Du Narre!“ rief die Mutter, „der Wein kommt nicht von der Kuh, sondern vom Weinstock.“ Michelchen aber sprach: „Mutter, ich hab' heut' ein' halbe Stund' unterm Weinstock gelegen und schaut immer hinauf nach den Beeren da oben, macht' auch den Mund auf, wie ich's immer thu', aber kein Wein ist mir in den Mund kommen.“ — Da seufzte die Mutter und sprach: „Ihr Dummköpf', der Wein wird so gemacht: Erst schneidet man die Weintrauben vom Stock', dann tritt man sie mit Füßen, d'rauf läßt man den Saft steh'n und geht nach Haus', nach einem Monat aber sieht man wieder zu, und dann ist's klarer Wein.“

Ein Monat war vergangen, da kamen die Kinder an einem regnigten Tage mit einem Glase zur Mutter, in dem Glase aber war schmutziges Regenwasser d'rin. „Was habt ihr denn da?“ fragte die Mutter. — „Wein!“ antwortete Michelchen und lachte über's ganze Gesicht. — „Sprich nicht so dumm,“ schalt die Mutter, „wie soll denn die Schmutzbrühe da Wein sein?“ — „Ei doch!“ schmunzelte Kordelchen, „er ist nur nicht so klar als der, den


W. w.
W. w.
Wein

du trinkst. Weißt du wohl, Mutter, vor einem Monate erzähltest du uns, wie man den Wein macht. Nun haben wir's grad' so gemacht. Wir gingen hinaus zum Winzer, der schnitt uns eine Weintraub', die traten wir mit Füßen, d'rauf ließen wir den Saft stehen und als wir heut' nachsahen, war dieser Wein da, grad' auf derselben Stelle an der Erde, wo wir vor einem Monate die Weintraub' zertreten haben."

Da seufzte die Mutter, daß Michelchen so wenig gescheidt und Kordelchen ein bissel dumm war.

In der nächsten Geschichte aber sollt ihr noch mehr so kluge Dinge von Kordelchen und Michel hören.

X x X x X x

Xerxes.

Die Schule war längst angegangen, aber Kordelchen und Michelchen waren noch immer nicht da.

Der Lehrer erzählte eben eine Geschichte von dem König Xerxes, als die beiden Kinder endlich hereintraten. Weil sie so spät gekommen, schalt er sie tüchtig aus und ließ sie zur Strafe an der Thüre steh'n. Darauf fragte er sie: „Wißt ihr denn schon etwas vom König Xerxes?" — „Ja wohl," sagte Kordelchen. — „Wir sehen ihn ja alle Tage!" rief Michelchen. — „Dummes Zeug," schalt der Lehrer, „wo seht ihr ihn alle Tage?" — „Bei unserm Onkel, dem Gastwirth," sprach Michelchen. — „Und wie sieht er denn aus?" fragte der Lehrer. — „Recht garstig," sagte Kordelchen, „er hat einen langen Bart und sitzt auf einem großen Lehnstuhle. In der einen Hand hält er eine Kette und neben ihm stehen zwei grimmige Soldaten." — „Ja," fiel Michelchen ihr in's Wort, „und wenn es windig ist, pfeift und knarrt er immer so häßlich, daß ich jedesmal davor erschrecke." —

Alle andern Kinder lachten, aber der Lehrer merkte wohl, daß die Beiden das eiserne Wirthsschild an ihres Onkels Gasthause meinten, worauf der König Xerxes im Bilde vorgestellt war. D'rauf sprach er: „Nun gut, von diesem Manne will ich euch jetzt erzählen. Xerxes war ein König in Persien, der vor mehr als zweitausend Jahren regierte. Einstmals führte er Krieg mit den Grie-


XERXES.
X. x.
X. x.

chen und beschloß mit einem ungeheuren Heere ihr Land zu erobern. Um dort aber hinzukommen, mußte er über das Meer hinübersetzen, und weil alle seine Schiffe dazu nicht ausreichten, befahl er eine große Brücke über das Meer zu bauen. Kaum war diese fertig geworden, so erhob sich ein furchtbarer Sturm und die Wellen zerbrachen die Brücke. Darüber ergrimmte der König so sehr, daß er in seinem aufgeblasenen und einfältigen Sinne beschloß, das Meer zu bestrafen. Er ließ deshalb eiserne Ketten in dasselbe versenken, damit die Leute glauben sollten, er mache es zu seinem Gefangenen, und befahl sogar dem Wasser dreihundert Peitschenhiebe zu geben, als ob das Meer ein Mensch wäre und die Schläge fühlen könnte. Zu solchen thörichten Dingen kann Stolz und Aufgeblasenheit den Menschen führen.“ —

Als die Geschichte beendet war, fingen alle Schulkinder an heimlich zu lachen, zeigten mit Fingern nach Kordelchen und Michelchen und flüsterten sich leise in's Ohr: „Da sitzt der Herr Xerxes und die Frau Xerxes.“ — Das hatte folgende Bewandniß.

2.

Wie Kordelchen und Michelchen am Morgen zur Schule gegangen und an den kleinen Bach hinter dem Schulgarten gekommen waren, sahen sie, daß das Brett, über das sie sonst zu gehen pflegten, fortgenommen sei. Der Lehrer aber hatte allen Schulkindern strenge verboten, durch das Wasser zu gehen, damit sie sich nicht die Schuhe naß machten und davon krank würden.

Statt nun einen andern Übergang über den Bach zu suchen, standen die Beiden da und sahen sich an. Michelchen sprach: „Kordelchen, was thun wir jetzt, daß uns die Schuh' nicht naß werden?“ — Kordelchen sagte: „Michelchen, was machen wir jetzt, daß wir trockne Schuh' behalten?“ — D'rauf sahen sie sich wieder an und dachten lange und viel d'rüber nach, so viel, wie sie es in ihrem Leben noch nicht gethan hatten; Keinem wollte etwas Gescheites einfallen.

Endlich rief Kordelchen: „Michel, ich hab's! Schau', zuerst nehme ich dich auf den Rücken und trage dich durch's Wasser, da bleiben dir die Schuh' trocken,

nachher nimmst du mich auf den Rücken und trägst mich durch's Wasser, da bleiben mir die Schuh' trocken, so behalten wir am Ende alle Beid' trockne Schuh'."

Michelchen freute sich recht über seine kluge Schwester, hockte sich ihr auf die Schultern und Kordelchen ging mit ihm, mir nichts, dir nichts, in's Wasser hinein. Als es mitten d'rin war, hielt es plötzlich still. — „Was ist, Kordelchen?" — „Ach, Michelchen, ich merke eben, daß mir meine Schuh' doch anfangen naß zu werden. Weißt was? Wart' hier ein bissel, ich will schnell zurückgeh'n und sie mir erst am Ufer ausziehen. Dann komme ich wieder und trag' dich mit bloßen Füßen weiter. So wird's gehen." — „Gut," sprach Michelchen, sprang in's Wasser hinunter, wartete dort mitten im Bach und Kordelchen ging an's Ufer zurück.

Als es sich eben die Schuhbänder auflöste, rief Michelchen plötzlich: „Ach Kordelchen!" — „Was ist, Michelchen?" — „Ach Kordelchen, ich merke eben, daß auch mir die Schuh' anfangen naß zu werden!" — „Dummer Michel!" rief Kordelchen, „komm her und mach's wie ich." Da patschte auch Michelchen zurück und machte es wie seine Schwester. D'rauf nahmen sie beide die Schuhe in die Hand und Kordelchen trug Michelchen hinüber.

Sie kamen auch glücklich drüben an, aber die Schuhe waren doch, wie sie wohl merkten, voll Wasser geworden. Was war nun zu thun, daß der Herr Schulmeister es nicht merke? Da war wieder guter Rath theuer.

Endlich rief Michelchen: „Kordelchen, ich hab's! weißt was? Wir wollen alles Wasser, was noch in den Schuhen ist, im Bache abspühlen, so merkt der Lehrer es gewiß nicht, daß sie naß gewesen sind." — Wie Kordelchen das hörte, freute es sich recht über das kluge Brüderchen und beide spühlten einen Schuh nach dem andern von innen und außen recht tüchtig im Bache ab und immer, wenn einer abgespühlt war, zogen sie ihn gleich wieder an, und dachten, so wär's gut.

Als aber Michelchen eben den letzten Schuh abwusch, war es ungeschickt, und ließ ihn aus der Hand gleiten, so daß ihn die Wellen forttrieben.

„Spring' ihm doch nach," rief Kordelchen, „und hol' ihn zurück!" —

„Ach Kordelchen, es geht nicht, da würde ja der andere auch wieder voll Wasser!" — „S'ist auch wahr, Michelchen! Nun schau aber einmal die Dummheit von so einem Bach! Einem den Schuh vor der Hand weg zu nehmen!" — „Ja wohl," rief Michelchen ganz zornig, der dumme Bach ist an allem Schuld!" Und sogleich brachen beide Kinder einige Ruthen vom nächsten Weidenstrauch, peitschten damit das Wasser und riefen fortwährend: „Du dummer Bach! Du dummer Bach! Du dummer Bach!"

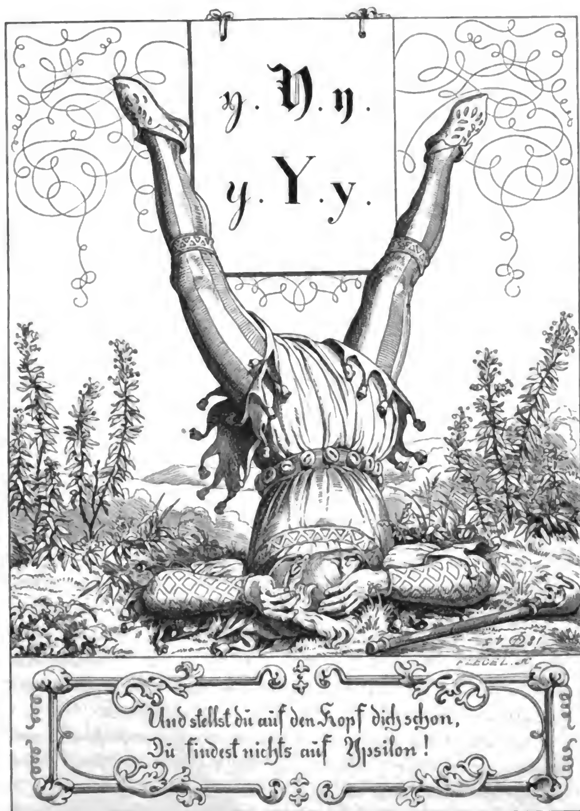
Das Alles hatten einige andere Schulkinder von weitem mit angesehen und mit angehört, waren, nachdem sie sich einen bequemeren Weg gesucht, früher zur Schule gekommen und hatten es ihren Kameraden erzählt. Seitdem nannten sie Michelchen nie anders, als: „König Xerres" und Kordelchen: „Frau Königin Xerres.„

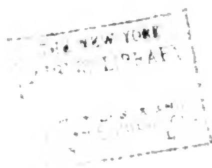
Y y Y y Y y

Und stellst du auf den Kopf dich schon,
Du findest nichts auf Ypsilon.

Es ist lange Zeit her, da kam an einem schönen Sommerabende ein Maler aus dem Thore der Stadt herausspatziert. Man merkte ihm an, daß ihm allerlei Dinge im Kopfe herum zogen. Bald ging er langsam, bald schneller, bald sah er in die fernen blauen Berge, bald in die Blumen hinunter, die an den Gräben neben dem Wege blühten, und wenn er so eine Zeitlang dahingesehen, als ob er etwas suche, schüttelte er jedesmal traurig den Kopf und rief still vor sich hin: „Ich find's nicht, ich find's nicht!" — Kamen Ackersleute mit ihren Pflügen, oder Hirten mit ihren Heerden an ihm vorbei, so blieb er stehen und schaute ihnen lange nach; war an der Landstraße ein Thorweg offen, so sah er hinein in den Hof nach den Enten in der Pfütze, nach den Tauben auf ihrem Schlage, nach den Kindern, die in der Hausthüre spielten; aber immer schüttelte er wieder den Kopf und rief traurig aus: „Ich find's nicht, ich find's nicht!" —

So ging er eine Weile fort und gelangte endlich in einen schönen, großen Garten, der gehörte dem Könige, und mitten d'rin erhob sich ein herrliches Schloß, worin der König mit der Königin und seinen Kindern wohnte. Auch hier hatte der Maler wieder vielerlei zu sehen, denn da standen hohe, seltene


y . Y . y .
y . Y . y .
Und stellst du auf den Kopf dich schon,
Du findest nichts auf Ypsilon!



Bäume und Sträucher mit bunten Blüthen und Früchten, darauf saßen Pfauen und andere fremde Vögel; auch breiteten sich helle Teiche dazwischen aus, auf denen stolze Schwäne umherschwammen, und an den Ufern ringsumher lagen Gondeln, die waren reich vergoldet und glänzten weithin in der Abendsonne.

Wie er das Alles angeschaut und endlich wieder aus tiefster Brust gerufen hatte: „Ich find's nicht, ich find's nicht!" hörte er plötzlich hinter einer Hecke Jemanden laut auflachen. „Wer lacht denn da?" rief der Maler und sprang hinter die Hecke, da sah er einen seltsamen Mann im Grase sitzen, so närrisch in Kleidern und Geberden, wie er noch nie einen gesehen, das war der Hofnarr des Königs. Der Mann lud ihn ein, sich zu ihm zu setzen, was denn unser Maler auch that, und nun wollen auch wir uns den närrischen Mann näher betrachten.

In alten Zeiten pflegten nämlich die Könige zu ihrem Nutzen und Vergnügen Leute zu halten, die ihnen auf die lustigste Weise einen guten Rath geben sollten, sie auch sonst, wenn sie verdrießlich waren, mit allerlei Scherzen und Einfällen aufheitern mußten. Diese Leute nannte man daher, obgleich sie oft sehr klug waren, Hofnarren oder lustige Räthe.

Ein solcher war es, der dort im Grase saß. Schon seine Kleidung war höchst possirlich. Die Beinkleider bestanden aus bunten Streifen, roth, blau und gelb, einer an den andern genäht; von seinem hellblauen Rocke hingen spitze Lappen herunter, an deren Enden klingende Glöckchen und Schellen befestigt waren; auf dem Kopfe hatte er eine Kappe, die an ihrer Spitze ebenfalls mit einer Glocke versehen war, so daß bei jeder Bewegung, die der Mann machte, alle die Glöckchen und Schellen klingelten, wie wenn ein Schlittenpferd sich schüttelt. An seiner Seite hing die Pritsche, eine Art hölzerner Degen, auf dessen Knopf ein lustiges Gesicht geschnitzt war. Kurz, der Mann sah so aus, wie noch jetzt die Bajazzo's in den Kunstreiterbuden, die ja auch die Leute durch ihre lustigen Einfälle und Geberden zum Lachen bringen sollen. Das Allerlächerlichste an dem Manne war aber sein Gesicht. Er hatte eine lange krumme Nase, kleine, blitzende Augen und einen großen Mund, den er nach allen Seiten hin verziehen konnte. Bald sah er jung aus, bald alt, bald machte er eine heitre Miene, bald ganz ernste Grimmassen, über die man aber doch auch wieder lachen mußte.

2.

Als der Maler sich zum Narren in's Gras gesetzt, begannen sie folgendes Gespräch:

Maler. Warum lachtest du eben?

Narr. Aus Aerger!

Maler. Wer ärgert dich?

Narr. Erst ich selber und jetzt du.

Maler. Und warum ich?

Narr. Weil du so viel fragst wie ein Narr und doch keiner bist. Denn es heißt: ein Narr fragt mehr, als zehn Kluge beantworten können.

Maler. Gut, so will ich schweigen.

Narr. Gut, so will ich antworten. — — —

Maler. Nun so antworte doch!

Narr. Nun so frage doch!

Maler. Warum lachtest du erst über dich?

Narr. Weil ich kein Narr mehr sein darf.

Maler. Und wer verbietet es dir?

Narr. Mein Herr, der König. Denn als er mich in seinen Dienst nahm, sprach er: „Du Narr! wenn ein Tag vergeht, an dem du mich nicht zum Lachen bringst, so jag' ich dich fort.“ Nun ist heute der Tag bald vergangen und mein Herr, der König, ist so verdrießlich, daß es mir bis jetzt unmöglich war, ihn aufzuheitern. Daher lachte ich erst aus Aerger über meine Dummheit, denn wenn kein Andrer über mich lachen will, so thu' ich's selber. Glaube nur, guter Freund, was der König einmal sagt, das erfüllt er auch so wahr, wie du ein Lügner bist.

Maler. Wen belog ich denn?

Narr. Mich! Erst sagtest du, du wolltest schweigen, und jetzt fragst du immerfort d'rauf los; also hast du gelogen.

Maler. Gut! so schweige ich.

Narr. Gut! so frage ich: Warum bist du so traurig, was verdrießt dich?

Warum bist du nicht lustig? Warum läßt du die Lippen so herunterhängen? Warum? — — —

Maler. Hör' auf, ich antworte ja schon. Schau, lieber Narr, ich bin noch übler d'ran, als du. Mir hat der König geboten, ich soll zu einem A=B=C=Buche für seine Kinder allerlei Bilder machen, für jeden Buchstaben eines. Heute müssen sie fertig sein; sind sie es aber nicht, so läßt der König nichts mehr von mir malen und schickt mich vielleicht noch gar in's Gefängniß. Täglich ging ich vor's Thor hinaus und sah mich nach Gegenständen für meine Bilder um. Ich fand auch für alle übrigen Buchstaben die schönsten Dinge, die zeichnete ich gleich nach der Natur, oder merkte sie mir und machte zu Hause die Bilder daraus. Nur für einen einzigen Buchstaben fand ich keinen Gegenstand, obgleich ich heute mich überall umgesehen habe. Siehst du wohl? Dort hinter dem Pallaste geht bald die Sonne unter und je tiefer sie sinkt, desto höher steigt mein Unglück!"

„Welcher Buchstabe fehlt dir?" fragte der Narr. — „Ach!" rief jener in der größten Verzweiflung: „Und stellst du auf den Kopf dich schon, du findest nichts auf Ypsilon!" — Der Narr lachte und sprach: „Nun, wenn's weiter nichts ist, da will ich's schon machen und am Ende wird uns Beiden noch geholfen!" — Bei diesen Worten sprang er mit einem Satz von dem Rasen empor, schlug in der Luft einen Purzelbaum, daß alle Glocken an seinem Wamms flimmerten und klingelten und stand im Nu vor dem Maler auf dem Kopfe, indem er beide Beine in der Luft auseinander spreitzte. „Schau," rief er aus, „da steh' ich auf dem Kopfe schon, nun mal' nach mir dein Ypsilon! Seh' ich denn nicht ganz wie ein natürliches lateinisches Ypsilon aus? Mein Leib, das ist der große Stab daran, meine Beine, das sind die beiden Flügel, die das Ypsilon rechts und links von sich streckt, und nun mach' rasch, denn diese Positur erlaubt keine lange Weile. Glaub' nur:

Die Beine lieber auf Erden steh'n,
Als in der Luft spatzieren geh'n,
Auch schießt mir's Blut in Wang' und Nas',
Und dazu krabbelt mich das Gras,

Daß ich muß niesen eins, zwei, drei;
Dann ist die Positur vorbei,
Und was ein Ypsilon erst war,
Wird wieder ein alter lustiger Narr!

Unterdessen hatte der Maler rasch Bleistift und Papier hervorgeholt und in aller Geschwindigkeit den ganzen lustigen Rath, wie er leibte und lebte, abgezeichnet, grade so, wie ihr ihn da vorn auf dem Bilde zu seh'n bekommt. Endlich aber kitzelte das feuchte, kalte Gras den armen Menschen so arg in die Nase, daß er ein Gesicht machte, wie ein Ziegenbock, dem man Tabak in die Nase streut, worauf er tüchtig nieste und mit einem Satz wieder auf die Beine sprang.

„So ein Menschenkopf ist doch ein hochmüthiges Ding, wenn der nicht immer oben sein kann, sondern einmal die armen Füße ablösen soll, da wird er puterroth vor Zorn und brummt von innen wie ein Brummkreisel!" Mit diesen Worten wischte sich der lustige Mann den Schweiß von der Stirn, aber der Maler fiel ihm um den Hals, und war überglücklich, daß er sein noch fehlendes Bild nun fertig bekommen hatte; auch dem Narren machte die Zeichnung des Malers vielen Spaß, so daß beide vor Lust und Vergnügen im Grase umhersprangen wie junge Zicklein, wenn sie Morgens aus dem Stalle in's Grüne hinausgelassen werden. Weil aber die Sonne eben unterging, beeilte sich der Maler in's Schloß zu gehen und ließ sich von dem Hofnarren Alles sagen, wie er sich da zu benehmen habe.

Im Schlosse angekommen, fand er den König noch immer sehr verdrüßlich. Er wurde etwas milder, als der Maler ihm die Bilder zum A-B-C-Buche überreichte und befahl dem Kammerdiener, seine Gemahlin und Kinder herbeizurufen. Wie freuten sich diese, als ihr Vater ihnen die schönen Bilder in die Hände gab. Jubelnd setzten sie sich um den Tisch, sahen ein Bild nach dem andern mit vieler Lust an und buchstabierten die Wörter, die darunter standen, zum großen Vergnügen ihrer Mutter, der Königin. Als sie endlich das Ypsilon erblickten, lachten sie Alle laut auf. „Der Narr, der Narr!" riefen sie, „unser guter, lieber Narr!" und konnten vor lauter Lachen nichts weiter herausbringen. Auch

der König wurde immer milder und milder, je länger er das Bild betrachtete, eine Falte nach der andern verschwand von seiner Stirn, sein Mund wurde freundlicher und am Ende mußte auch er so gewaltig lachen, daß er kaum aufhören konnte. Endlich kam er wieder zu Worten und rief ganz vergnügt: „Wie wohl ist mir doch, wenn ich nach dem vielen Regieren wieder so recht von Herzen lachen kann! Leider konnte der dumme Hofnarr mich heute nicht dazu bringen, dafür habe ich ihn aber auch fortgejagt und er darf mir nicht mehr über die Schwelle!" Das hörte der Maler, besann sich nicht lange und erzählte dem Könige Alles, was ihm begegnet, auch stellte er ihm vor, daß grade der Narr es wäre, der ihn jetzt so aufgeheitert, indem er zu diesem Bilde sich auf den Kopf gestellt habe. Auch die Königin und die Kinder baten so dringend, daß der König nicht länger widerstehen konnte und versprach, er wolle ihm vergeben.

Kaum hatte er das ausgesprochen, da sprang hinter dem Vorhange der lustige Rath mit einem Satz in's Zimmer, machte einen Purzelbaum, stand in derselben Stellung, wie auf dem Bilde, vor dem König, und schnitt dieselben possirlichen Gesichter, als ob ihn das Gras in der Nase kitzelte. Hatte der König nun vorher lachen müssen, so lachte er jetzt noch viel mehr und die Königin, die Kinder, die Kammerdiener, der Maler, alle, alle mußten mit lachen, und das hatte nicht eher ein Ende, als bis das Abendessen auf dem Tische stand. Das schmeckte ihnen so gut, wie es sonst nie gethan. Darauf söhnte der König sich wieder mit seinem Hofnarren aus, von dem Maler aber ließ er so viele Bilder malen, daß er sein ganzes Schloß von oben bis unten damit ausschmücken konnte, wofür er ihn dann königlich belohnte.

Z z Z z Z z

Hier steht nun schon, o weh! o weh!
Der letzte Buchstab' im A-B-C.
Da heißt es bald: Aus ist der Schmaus
Und alle Gäste geh'n nach Haus.

Nicht wahr? ein Schmaus ist solch ein Buch,
Das hat der Schüsseln doch genug;
Denn statt der Braten giebt's Geschichten,
Die Lieder gleichen bunten Früchten,
Die Bilder gleichen den Blumen schön,
Die lustig auf der Tafel steh'n,
Die Märchen sind die süßen Torten,
Und wie man wohl an allen Orten
Mit Mandelkern und harter Nuß
Den reichsten Schmaus beschließen muß,
So nehmt für eure frischen Backen
Auch hier zwei Nüßlein noch zum knacken;
Doch wem zu hart sie möchten sein,
Dem knackt sie wohl sein Mütterlein.


W.
MDCCCXLV
Z. z.
Z. z.
Ziehbrunnen. Ziege.
I. C. FLEGEL Sc.

Erstes Rüßlein.

Ich bin eine Schenke,
Doch schenk' ich kein Bier;
Nun denke!
Auch schenk' ich nicht Wein,
Und glaube mir,
Auch nicht einen Tropfen Brandtewein.

Mich bewohnen auch
Zwei Wirthe mit rundem Bauch,
Haben viel zu thun,
Können nimmer ruh'n.
Kommt der eine herauf aus dem Keller
Ganz schwer,
Geht der andre herab um so schneller
Ganz leer.

Nun Kindchen, hör',
Ich sag' dir noch mehr.
Hast du gegessen eine salzige Wurst,
Oder Schinken,
Und hast du einen gewaltigen Durst
Und willst trinken:
Komm nur her,
Trinke so viel du willst,
Bis du den Durst dir stillst;
Und trinkst du ein ganzes Faß,
Und trinkst du und trinkst du ohn' Unterlaß,
Mein Keller wird niemals leer.
Was ist das für 'ne Schenke?
Nun denke!

Zweites Rüßlein.

Wie bin ich doch
So eigner Art!
Ich bin eine Frau
Und hab 'nen Bart;
Hab weißes Haar
So jung ich bin,
In meinem Kopf
Ist wenig d'rin;
Doch auf dem Kopf
Ist desto mehr,
Das dienet mir
Zu Schutz und Wehr.

Und machst du mich
Zur Gärtnerin,
Bleibt sicherlich
Kein Kohl in deinem Garten d'rin;
Doch schlägst du mich,
So hüte dich,
Ich wehre mich! —

Nun Kindlein sprich:
Wie heiße ich?

Z u zu
m a ch's B u ch z u!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.


Z = U : Zu, machs Buch zu!
1845.
aus ist der Schmaus
die Gäste gehn
nach Haus.
Ht
HB

